Friedrich Spe von Langenfeld.

Sein Leben und Wirken, insbesondere seine dichterische Thätigkeit.

Eine eigenartige, anziehende Erscheinung unter unseren Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts ist ohne Frage der Jesuit Friedrich Spe. Eine anspruchslose, gewinnende Persönlichkeit von vielseitiger und hervorragender Wirksamkeit als Theologe und Ordensmann, in der er sich schließlich der leidenden Menschheit in seinen besten Jahren selbst zum Opfer brachte, ein hochherziger und furchtloser Pionier echter Menschlichkeit und wahrer Aufklärung gegenüber dem verhängnisvollsten Wahn, in dem je unser Vaterland befangen gewesen, hat er um seine sinnige Stirn zugleich auch den Lorbeer des Dichters gewunden und sich eine geachtete Stellung in der Litteratur seiner Zeit verschafft. Freilich hat Spe als Dichter erst spät in weiteren Kreisen die volle Beachtung und Würdigung gefunden, die ihm bei seiner dichterischen Eigenart zu gebühren scheinen, und auch in den letzten Jahrzehnten ist außer der vortrefflichen Abhandlung von Hölscher,[1]) der verdienstlichen Schrift von Diel[2]) und der Einleitung in der Ausgabe der „Trutz-Nachtigal" von Balke[3]) unseres Wissens kaum etwas Belangreiches und Eingehendes über Spe und seine Dichtungen geschrieben.[4]) So mag es sich rechtfertigen, wenn in der folgenden Abhandlung von neuem der Versuch gemacht wird, das Andenken des verdienstvollen Mannes zu erneuern und auf Grund der nicht eben reichlich vorhandenen Nachrichten und mit Hilfe seiner Schriften einen kurzen Lebensabriß und ein wenn auch schwaches Bild von der Wirksamkeit, insbesondere der schriftstellerischen und dichterischen Thätigkeit des frommen Priesters und Sängers zu geben. Geleitet hat uns dabei neben dem allgemeinen Interesse, das jeder Freund und Kenner unserer Litteratur Spe entgegenbringen wird, noch ein besonderes: ist doch der Dichter, wenn auch vorübergehend, Mitglied des Jesuitenkollegs zu Hildesheim gewesen, und hat doch das Josephinum dem edlen Manne gerade in der trübsten Zeit seines Lebens als Wohnung gedient und in lebensgefährlicher Verwundung Pflege und Heilung geboten.

Friedrich Spe[5]) von Langenfeld entstammt einem alten rheinischen Adelsgeschlechte, das seit dem Jahre 1739 den Grafentitel führt. Die älteste Form des Namens, die sich zuerst in einer Urkunde des

---

1) O. Hölscher, Friedrich Spee von Langenfeld. Sein Leben und seine Schriften. Progr. Düsseldorf 1871.

2) J. B. Diel, Friedrich v. Spee. Freiburg 1872.

3) Trutz-Nachtigal von Friedrich Spe. Herausg. von Gustav Balke. Leipzig 1879. LXIV u. 250 S.

4) Die ältere, zum Teil veraltete Litteratur über unsern Dichter findet sich bei Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung III² 194. — Einige Schriften, in denen Spe als Bekämpfer des Hexenwesens eine eingehende Behandlung gefunden hat, werden später angeführt werden.

5) So findet sich der Name in den Jahresberichten des früheren Jesuitenkollegs zu Hildesheim, und man darf wohl vermuten, daß der Dichter selbst in der Zeit seines Hildesheimer Aufenthaltes seinen Namen in dieser Form geschrieben hat; später mag er sich wohl der vielleicht in der Familie mehr üblichen Schreibung Spee angeschlossen haben. Wenigstens begegnen wir in der ersten Ausgabe seiner Werke, der „Trutz-Nachtigal" und des „Güldenen Tugendbuches", die allerdings erst 14 Jahre nach seinem Tode erschienen, der von da ab durchweg beibehaltenen Schreibung Spee. Von Belang für die sonst untergeordnete Frage wäre zu erfahren, wie der Name in den vielleicht noch vorhandenen Jahresberichten der Jesuitenklöster zu Köln, Paderborn, Würzburg, Trier, in denen Spe sich von 1610 bis zu seinem Tode aufgehalten hat, geschrieben sich findet. Balke hat, auf weitere urkundliche Beweise gestützt, zuerst die Schreibung Spe durchgeführt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jahres 1166 findet, ist Spede. Die häufige Bezeichnung dictus charakterisiert dieses Wort als Beinamen. Die Form Spede für Spatz soll heute noch stellenweise am Niederrhein gebräuchlich sein. Für diese Ableitung spricht auch der Umstand, daß die Familie Spe einen Vogel als Wappentier hat, nur ist es der Hahn. Man hat auch an eine Ableitung des Namens vom ahd. spado Spaten gedacht. Die Familie Spede schied sich mit der Zeit wieder in mehrere Zweige. Ein Spe von Langenfeld (Ort im Geldernschen) erscheint zum erstenmal im Jahre 1378. Diesem Zweige gehörte auch unser Dichter an, der am 25. Februar 1591[1]) zu Kaiserswerth am Rhein, an einer alten, denkwürdigen Stätte das Licht der Welt erblickte. Hier hatte der heil. Suitbert, der Apostel der Brukterer, auf einer Rheininsel, die ihm auf Bitten seiner Gemahlin Plectrudis der Hausmeier Pippin der Mittlere geschenkt hatte, sich um das Jahr 710 niedergelassen, ein Kloster gegründet und in dessen Kirche 713 seine Ruhestätte gefunden. Hier auf der Insula St. Suitberti war es auch, wo im Jahre 1062 der Erzbischof Hanno von Köln und Graf Otto von Nordheim den 12jährigen Heinrich IV. auf ein Schiff lockten, um ihn nach Köln zu entführen. Im 13. Jahrhundert verlor die Niederlassung, die ursprünglich In litore Werden, später Caesaris Verda, Caesaris Insula, Kaiserswerth, hieß, dadurch, daß bei einer Belagerung der eine Rheinarm abgedämmt wurde, völlig ihren insularen Charakter, und die Stadt kam an das Rheinufer zu liegen. Im 15. Jahrhundert war Kaiserswerth in kurkölnischen Besitz gelangt, und hier war des Dichters Vater Peter Spe am Ausgange des 16. Jahrhunderts Amtmann und kölnischer Küchenmeister, „ein wegen seines biedern Sinnes allgemein geachteter und beliebter Beamter".[2]) Man darf nach dem mannhaften Eintreten des Vaters für seine religiöse Überzeugung gegenüber seinem Herrn, dem Kölner Erzbischof Gebhard von Truchseß, der zum Protestantismus übertrat, im Widerspruch mit dem geistlichen Vorbehalt sein Erzstift behalten wollte und für das Kurfürstentum einen unheilvollen Krieg heraufbeschwor, wohl mit Recht vermuten, daß der junge Friedrich im Elternhause eine streng religiöse Erziehung genoß, und daß ihm schon früh von seinen Eltern jene innige Liebe zu Gott und seiner Kirche, jene Frömmigkeit und werkthätige Nächstenliebe eingeimpft wurden, die später in seiner Wirksamkeit und nicht am wenigsten auch in seinem dichterischen Schaffen merklich zu Tage treten.

Spes Jugend, über die uns keine Einzelheiten berichtet sind, fiel in eine schwere und trübe Zeit. Die kaiserliche Gewalt am Boden, fürstliche Macht und Willkür im Steigen, die Stände widereinander voll Mißtrauen und Mißgunst, das Volk zum großen Teil verarmt und in Sittenroheit verkommen, eine schreiende Rechtsunsicherheit, dazu die religiöse Zerrissenheit, die wie ein lastender Alp schwer auf Deutschlands Stämmen und Gauen lag, alles das mußte zusammenwirken, um bei allen Schichten des deutschen Volkes nachgerade ein lebhaftes Gefühl des Mißbehagens und der Besorgnis zu wecken und wachzuerhalten. Insbesondere aber war es die zunehmende Schärfe des konfessionellen Haders, der nicht nur die Gemüter einander völlig entfremdet, sondern auch alle politischen Verhältnisse durchdrungen hatte und schließlich aus unserem Vaterlande zwei sich drohend gegenüberstehende Heerlager schuf, indem die beiden einander befehdenden Religionsparteien immer mehr zu fester Organisation sich zusammenschlossen, welche in Leuten, die sich auf die Anzeichen der Zeit verstanden, die Befürchtung einer Zukunft voll Schrecken Jahre und Jahrzehnte vorher wachrief, ehe noch die Gegensätze sich zu jenem unheilvollsten Kriege zuspitzten, der je Deutschlands Völker zerfleischt und seine Gaue verheert hat. Man darf annehmen, daß diese Zustände einer gewitterschwülen Zeit, wo am Horizonte schon matte Blitze zuckten und leiser Donner rollte, auch auf den jungen Spe, als er zu den Jahren der Entscheidung heranwuchs, nicht ohne Einfluß blieben, daß sie vielmehr ihn zur Weltflucht stimmten und damit in ihm eine Neigung reifen ließen, die, schon früh zum Keimen gebracht und auch wohl von den Eltern im Wachstum gefördert, den frommen, ideal veranlagten Jüngling trieb, sich aus der geschäftigen und leidenschaftlichen Unruhe der Welt in die Stille eines Klosters zurückzuziehen: er trat mit 19 Jahren in

---

1) Dieses ist ohne Zweifel das Geburtsjahr des Dichters, nicht 1595 oder 1592, wie früher wohl angenommen ist. Bei Alegambe, Bibl. Script. S. J. Antverpiae 1643 heißt es von Spe: ad laborum mercedem evocatus est die VII. Aug. 1635, aetatis 44. Das ergibt als Geburtsjahr 1591. Auch auf dem in der Bibliothek des Jesuitengymnasiums zu Köln aufbewahrten Bilde des Dichters heißt es von ihm am Schluß der einen kurzen Lebensabriß enthaltenden Inschrift: obiit Treveris, 7. Aug. 1634 (verschrieben für 1635), aetatis 44. Diesen bestimmten Angaben gegenüber scheint die Notiz des Buchhändlers Wilhelm Friessem in der Vorrede zur ersten Ausgabe der „Trutz-Nachtigal", Spe sei „seines alters im 44: Geistlichen lebens im 25. Jahr" gestorben, was auf 1592 als Geburtsjahr schließen ließe, irrig zu sein. Für 1591 spricht auch der Catalogus Personarum et officiorum Provinciae Rheni Inferioris S. J. auf der Trierer Stadtbibliothek, wo es von Spe heißt: † P. Fridericus Spe Caesaris Ins. 91 $\frac{2,5}{2}$ 10 Col. $\frac{2,2}{5}$ ob. Trev. $35\frac{7}{8}$, wodurch auch der 25. Februar als Spes Geburtstag genügend gesichert wird.

2) Hölscher a. a. O. 2.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den „drei Kronen" zu Köln (Gymnasium tricoronatum) in den wirksamsten und namhaftesten Orden ein, in die Gesellschaft Jesu, bei der er bereits seine grammatischen und humanistischen Studien mit Eifer und Auszeichnung[1]) gemacht hatte. Nachdem er in Trier ein zweijähriges Noviziat durchgemacht und ein Jahr lang philosophischen Studien obgelegen hatte, wo besonders der tüchtige und redegewandte P. Christian Maier (Mayer) aus Rengelrode auf dem Eichsfelde für den jungen Zögling von anregendem, nachhaltigem Einflusse war,[2]) wurde er von 1613 ab in Köln 3 Jahre als Magister der Grammatik und der schönen Wissenschaften verwendet. 1621 am Ende eines fünfjährigen theologischen Studiums zum Priester geweiht, war er zunächst in Köln als Lehrer der Philosophie und Moraltheologie mehrere Jahre thätig. Allmählich war so Spe, in dem sich eine hohe Begabung, besonders ein durchdringender Verstand und treffendes Urteil mit dem Reichtum eines vielseitigen Wissens paarte, der ebensosehr durch Adel der Seele, wie durch Adel der Geburt sich auszeichnete, dabei von gewinnendem, liebenswürdigem Wesen, demütig und schlicht, fromm und sittenstreng war[3]), in den stillen Klosterräumen in langjährigem Studium und ascetischer Übung zu jener sittlichen und geistigen Reife erstarkt und derart mit allem Rüstzeug ausgestattet, daß er befähigt und berufen erschien, nunmehr in der Welt eine gedeihliche, erfolgreiche Thätigkeit zu entfalten.

Sein erster Wirkungskreis sollte die alte Bischofsstadt an der Pader werden. Hier hatte in Stadt und Umgebung besonders in der Zeit, wo Christian von Braunschweig seinen Plünderungszug durch Westfalen unternahm und bei der Gelegenheit ein Vierteljahr zu Paderborn im Kollegium der vertriebenen Jesuiten hauste, das protestantische Bekenntnis unter Bürgern und Adel sich stark ausgebreitet, und es kam nun dem Bischof Ferdinand von Bayern darauf an, seine Bistumsangehörigen zur katholischen Lehre zurückzugewinnen. Zu diesem Zweck erbat er sich den P. Spe als Prediger für die Kanzel des Domes. „Auf solchem Posten ist es nicht immer der Zelotismus und die rücksichtslose Kühnheit des Vorgehens, welche den Sieg erringt. Da thut vor allem ein ruhiges Auftreten not, das den Verhältnissen Rechnung trägt, die menschlichen Leidenschaften nicht unnötiger Weise wachruft, aber zur rechten Zeit auch der gehörigen Festigkeit und Konsequenz nicht entbehrt. Und wen hätte man da besser am Platze gefunden als unsern ebenso liebenswürdigen wie verständigen und charakterfesten Spe?"[4]) Bezeichnend für den unermüdlichen Feuereifer, womit er hier als Professor und Prediger thätig war, ist ein Brief, den Spe am 4. Juli 1624 „an den Woledelen gestrengen Heinrich Dietrich von und zu Niehusen", einen „Juncker" in der Nähe von Paderborn, schrieb, um ihn von der Wahrheit der katholischen Lehre zu überzeugen; zugleich gestattet das Sendschreiben „einen Einblick in Spes tiefinnige, liebeglühende und doch so einfach kindliche Seele."[5])

War Spes Wirksamkeit in Paderborn derart umfassend und mühevoll, daß sie die ganze Kraft des ungemein rührigen Mannes in Anspruch nahm, andererseits freilich auch von einem Erfolge gekrönt, der immer wieder den Mut und das Verlangen nach höheren Zielen beleben mußte, so war ihm vom Jahre 1627 ab ein Arbeitsfeld beschieden, das ihm nicht nur ein fast erdrückendes Maß anstrengender Thätigkeit brachte, sondern auch eine reiche Summe bitterster Seelenqualen schuf, die den in der Blüte der Manneskraft stehenden Pater innerlich tief erschütterten und ihm vor der Zeit den Stempel des Greisenalters aufdrückten. Als er die Reise nach Franken antrat, wohin ihn seine Obern auf den Wunsch des Bischofs von Würzburg, Philipp Adolf von Ehrenberg, sandten, da mochte er nicht ahnen, welch

---

1) So erhielt er im Jahre 1604 das erste Prämium im Lateinischen.

2) Vergl. über ihn Hartzheim, Bibliotheca Coloniensis 57 und Wolf, Eichsfeldia docta. Die „Metropolis Ecclesiae Trevericae" schildert „uns denselben als einen Mann von gründlicher, umfassender Bildung, glühendem Eifer für die Kirche und gewaltiger Beredsamkeit." Balke VIII.

3) Treffend urteilt über ihn Hartzheim, Bibl. Col. 87: Vir erat magno, perspicaci et acri ingenio ac judicio excellenti, variarum scientiarum peritia, morum comitate et conversandi dexteritate singulari, eminenti religiosi spiritus libertate, zelo, constantia, insigni sui ipsius contemptu, pietate, resignatione et confidentia in Deum egregia, amore in proximum raro et ad quaevis obsequia nunquam non parato, iis denique naturae et gratiae dotibus, quae eum omnibus tam summis quam nobilissimis quam mediis et infimis gratissimum semper effecerunt.

4) Hölscher a. a. O. 3.

5) Gefunden hat sich dieser Brief nebst 2 anderen ad nobiles tres virgines sorores de Stein, 3 Schwestern aus dem rheinischen Geschlechte derer von Stein, im litterarischen Nachlasse des großen Leibniz, der auf Spe durch den Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, aufmerksam wurde, von seinen Schriften besonders das „Güldene Tugendbuch" sehr liebgewann und sich, wenn der Herausgeber der Briefe, P. Diel (Stimmen aus Maria-Laach VI, 177 ff. und 268 ff.), recht vermutet, sogar mit dem Gedanken trug, ein Lebensbild des edlen Jesuiten zu entwerfen, und dazu bereits die Dokumente sammelte, deren er habhaft werden konnte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schweren Weg er ginge und was ihm in der nächsten Zukunft für harte Seelenkämpfe bevorständen; wußte er doch wohl noch nicht, daß eine der Aufgaben, die ihm zugedacht waren, der geistliche Beistand der armen Opfer des Hexenwahns sein sollte. Um die Zeit stand dieser schmach- und unheilvollste Aberwitz in seiner höchsten Blüte. Hatte Deutschland an den entsetzlichen Greueln eines alles verheerenden Religionskrieges noch nicht Jammer und Elend genug? Mußte denn, um das Gefäß der Leiden und Trübsale überströmen zu lassen, sich in den Dampf, der die von den Feinden eingeäscherten Fluren, Dörfer und Städte bezeichnete, auch noch der Rauch mischen, der von den Feuerbränden racheschreiend zum Himmel stieg, auf denen man die unschuldigen Opfer eines verhängnisvollen Irrwahns briet? Wer die tief beschämende Geschichte dieser verderblichsten Krankheit und bittersten Zuchtrute für Europas Völker schreibt, der kann schwankend sein, ob er lieber Thränen vergießen oder seine Faust ballen soll ob der traurigen Verblendung und Verirrung ganzer Völker, ja ganzer Jahrhunderte.

Der Hexenglaube ist uralt und geht mit seinen Wurzeln in altgermanische Zeiten und Anschauungen zurück.[1]) Doch ist sowohl die Etymologie des Wortes wie auch der Ursprung der Hexen als mythischer Wesen dunkel. Das Wort Hexe, das in den ältesten Formen als hagazussa zsgz. hâzus, hâzis, hâzusa = erynnis, furia erscheint, dem ags. hägtesse, hegtisse, hägesse, mhd. hecse, hexse, häxe, hesse entspricht, ist offenbar ein Kompositum. „Der erste Teil ist aller Wahrscheinlichkeit nach ahd. hac = Hag, Wald, Hain, und Weigands Deutung als „Waldweib, Waldgeist" mag wohl das Richtige treffen" (Mogk.)[2]) Das Dunkel, das auf den verworrenen Fäden des Hexenglaubens lagert, wird wohl kaum jemals gelichtet werden. Es lag nahe, den Grund des Hexenwahns in dem Priestertume der weisen Frauen im deutschen Heidentum zu suchen; wie die germanischen Gottheiten mit der Annahme des Christentums in der Vorstellung des Volkes in dämonische Gewalten sich verwandelt hätten, so seien auch ihre Priesterinnen zu Unholden, zu bösen, verderblichen Wesen geworden, und ihr Verkehr mit den Göttern, besonders mit Wuotan, sei als Umgang mit den bösen Geistern erschienen. Dem gegenüber sieht der neueste Bearbeiter der germanischen Mythologie, E. Mogk, in den Hexen Wesen, die bereits im religiösen Bewußtsein der altgermanischen Zeit vorhanden waren. Er geht von dem Satze aus: „Zauber lag bekanntlich bei den Germanen in erster Linie in den Händen der Frauen." Dieser Zauber sei nach germanischer Anschauung auch nach dem Tode weiter geübt. Die abgeschiedenen Zauberinnen erscheinen als Geisterzug unter der Führung der Frau Holle, der Diana oder Herodias mit der Kraft, auf das Leben, aus dem sie hervorgegangen sind, zurückzuwirken. Damit verband sich der Glaube, daß manche Frauen die Macht haben, ihre Seele vom Körper zu scheiden und an dem Treiben des Seelenheeres teilnehmen zu lassen: die irdische Hexe reitet an Tagen, wo sich besonders die Geister zeigen, durch die Luft zu den Geisterversammlungen. Von den Geistern hat die Hexe auch die Künste, durch die sie dem Menschen Schaden zufügt. Und da ist ihre verderbliche Macht recht ausgedehnt: sie kann alle möglichen Tiergestalten annehmen, um darin zu schaden, besonders verbirgt sie sich gern unter der Gestalt von Katzen, Kröten, Eidechsen, Krähen, Eulen und Hunden. Im einzelnen stiehlt sie in der Nacht den Kühen die Milch, kann Menschen festbannen, daß sie sich nicht von der Stelle bewegen können („Hexenschuß"), bringt Seuchen über Mensch und Vieh, schiebt Wechselbälge unter, behext die Kinder, daß sie nicht wachsen und gedeihen, verhängt Mißwachs über das Land durch Mäuse, Raupen und anderes Ungeziefer, vor allem aber zeigt sich ihre Macht im Wettermachen: sie erregt Sturm und Ungewitter, erzeugt Nebel und Hagel. „So zeigt sich die Hexe überall als die böse, die schädigende, nirgends helfend und gutmütig, eine echte Unholdin vom Kopf bis zur Zehe." Im Äußern verrät sie sich durch wirres, struppiges Haar, triefende, gerötete Augen mit zusammengewachsenen Brauen, eine blasse Farbe, mageren Leib und Plattfüße mit wackeligem, watscheligem Gang. Einem ehrlich in die Augen zu sehen vermag sie nicht, auch kann sie über keinen Besen gehen. Zu ihrer Lieblingsbeschäftigung, dem Tanz, und zu gemeinschaftlichem Schmause, wo als ihre Hauptspeise das Pferdefleisch erscheint, kommen die Hexen besonders in der Walpurgisnacht auf Blocksbergen zusammen, unter denen der nahmhafteste der Brocken ist. In diesen Bergen dürfen wir durchweg altheidnische Opferstätten vermuten, auf denen man wohl noch verstohlen sich zu heidnischem

---

[1]) Paul, Grundriß der germanischen Philologie I 1020 ff (Abteilung VI: Mythologie von E. Mogk).

[2]) Über andere Ableitungen s. Schade, Altdeutsches Wörterbuch I 363. Jakob Grimm brachte das Wort mit hagr = geschickt, klug in Verbindung, wonach Hexe ein kluges, verschmitztes Weib bezeichnen würde, während Moriz Heyne es deutet als „die das Landgut, Feld und Flur Schädigende" und aus hag = umhegte Ortschaft und ags. tesu Schaden, tesvian schädigen entstanden sein läßt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kult mit heidnischen Opfermahlzeiten zusammenfand, und die somit für das untersinkende Heidentum Inseln bildeten zu einer Zeit, wo in der Ebene ringsum bereits germanischer Glaube und Brauch von dem siegreich vordringenden Christentum überflutet war.

Als das Christentum allgemein bei den Deutschen Wurzel faßte, wurden diese im heidnischen Kult begründeten Anschauungen und Gebräuche nicht völlig verdrängt, vielmehr verwandelte sich jetzt die Vorstellung von dem Hereinragen der Geisterwelt in die Geschicke der Menschen in den Glauben an dämonischen Einfluß, an Stelle des Verkehrs mit der Geisterschar abgeschiedener Seelen tritt jetzt Teufelsbund und Teufelsbuhlschaft. Doch ist das Mutterland der Hexenverfolgungen nicht unser Vaterland, sondern Frankreich, wo mit der vermeintlichen Hexerei und Zauberei die Verfolgung der Inquisition wegen Ketzerei sich verquickte und ein regelrechter Prozeßgang gegen die Hexen sich im 13. und 14. Jahrhundert herausbildete. Von hier aus verbreitete sich der finstere Wahn wie eine ansteckende Krankheit über alle Länder Europas. In Deutschland wurde die Erbitterung und der Fanatismus gegen die Hexen kräftig geschürt und zur blutrot auflodernden Flamme entfacht gegen Ende des 15. Jahrhunderts durch den wesentlich vom Dominikanerpater Sprenger verfaßten Malleus maleficarum, den sogenannten „Hexenhammer", eine Schrift, von der man dreist behaupten darf, daß sie soviel Unheil angerichtet hat, wie wenige in der Geschichte der Menschheit. Die Absicht, die bei der Abfassung dieser verhängnisvollen Schrift leitend sein mochte, war wohl die, Gerechtigkeit, Ordnung und Einheit in die practica multiplex den Hexen gegenüber zu bringen, doch da der Verfasser unbedenklich alle die Lügenmärchen, die über Zauberei und Teufelsbund im Schwange waren, für bare Münze nahm und von vornherein von der Schuld der Angeklagten überzeugt war, schuf er ein Buch, das die haarsträubenden Beschuldigungen gegen die armen Opfer eines unglückseligen Wahns in ein festes System brachte und dem Prozeß gegen sie ein bestimmtes, geregeltes Verfahren gab.[1]) Von jetzt ab brannten die Scheiterhaufen besonders in Deutschland überall, und auch die Bewegung der Reformation that der „menschenmörderischen Faust der Justiz" keinen Einhalt. Überall und in allen möglichen Personen witterte man Hexen. Alle elementaren Unglücksfälle, Krankheiten jeder Art, auffallende Abnormitäten in der äußern Erscheinung, außergewöhnlicher Ernst wie übertriebene Ausgelassenheit, erstaunliche Klugheit wie ungewöhnliche Beschränktheit, alles dieses und noch vieles andere, was nicht tagtäglich und regelmäßig erschien, gab zu denken und war geeignet, leicht Verdacht zu erregen.

Rätselhaft muß es uns erscheinen, wie dieser mörderische Molochdienst durch Jahrhunderte hin seine blutige Herrschaft ausüben und so ausgedehnte Kreise in seinen Bann ziehen konnte, so daß geistliche und weltliche Territorien, katholische wie protestantische Gegenden, Fürsten und Magistrate, Geistliche und Juristen miteinander wetteiferten in der Auffindung und Verfolgung von unglückseligen Menschenkindern, die sie unter der schweren Anschuldigung eines Bundes mit dem Satan zum Tode schleppen konnten. Wohl mochte manch einer stille Zweifel setzen in die Schuld der beklagenswerten Opfer und in die Gerechtigkeit eines so grausamen Prozeßverfahrens, mancher sich mit Kopfschütteln und Abscheu von dem blutigen Treiben, dem ewigen Martern und Morden abwenden: welch hoher Grad von Mannesmut aber gehörte dazu, gegen die allgemeine Meinung und Übung anzukämpfen, zu Gunsten der unterdrückten Unschuld die Stimme des Gewissens, der Vernunft und Menschlichkeit zur Geltung zu bringen und einen Ring zu durchbrechen, der von Geschlecht zu Geschlecht an Festigkeit gewonnen hatte! Mußte es nicht als gewagt und plenum opus aleae erscheinen, an der herrschenden Meinung, an eingerosteten Gewohnheiten und durch Jahre, ja Jahrhunderte lange Praxis geheiligten Einrichtungen zu rütteln? Alles Alte ist eine Kraft. Lief man nicht Gefahr, als Beförderer eines schweren Verbrechens sich bloßzustellen und selbst in Schuld zu kommen? Leuten, die gegen das Rad der Zeit, gegen den herrschenden Zeitgeist den Fuß stemmten, hat das nicht selten das Martyrium eingebracht und den Kopf gekostet.

Und doch fehlte es nicht gänzlich an erleuchteten Männern, die gegen den Wahn der Hexenverfolgung mutig in die Schranken traten, so Ulrich Molitor im 15., Agrippa von Nettesheim und Johann Weier, Leibmedikus des Herzogs von Kleve, im 16. Jahrhundert. Auch im

---

1) Soldans Geschichte der Hexenprozesse. Neu bearbeitet von Heppe I, 286: „Die Seuche des allgemeinen Glaubens an teuflische Zauberei und an Teufelsbuhlschaft und der Furcht vor den Malefizien der Hexen, in welcher die abendländische Christenheit zwei Jahrhunderte lang erzitterte, ist großenteils durch den Hexenhammer selbst hervorgerufen, der die Millionen (?) von Schlachtopfern, die er zerschmetterte, sich selbst erst zubereitet hat. Seitdem dieser Codex der Hexenverfolgung aufgestellt war, wirkten Kirche und Gerichtsstube zusammen, um die Theorie aufzubauen, wobei Philosophie und Medizin treulich halfen, und die Strafpraxis lieferte wiederum das Material, um die Theorie zu bestätigen."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auslande begann jetzt die Bewegung gegen das Unwesen des unheilvollen Aberglaubens um sich zu greifen, in England durch Reginald Scot, in den Niederlanden durch Kornelius Loos. In Deutschland suchten weiter im Sinne der Aufklärung zu wirken nach dem Dr. Flade, Schultheiß von Trier, die Jesuiten Adam Tanner und Paul Laymann. Von allen diesen war Nettesheim angeklagt und eingesperrt, Loos hatte im Gefängnis, Flade auf dem Scheiterhaufen geendet, während Tanner sich vielfache Verfolgungen durch sein kühnes Vorgehen zuzog.

Mit mehr Glück und Erfolg, weil ergreifender und überzeugender als seine Vorgänger, nahm den Kampf Friedrich Spe wieder auf, und damit kommen wir nach Würzburg zurück, wo wir den Lebensfaden unseres Dichters liegen gelassen haben. Hier sollte der edle Pater ein recht dornenvolles Feld der Thätigkeit finden, indem ihm die Aufgabe zugewiesen wurde, den vielen Unglücklichen, denen wegen Zauberei der Prozeß gemacht war, geistlichen Beistand zu leisten und sie insbesondere auf den Tod vorzubereiten. Es ist uns erhalten ein „Verzeichniß der Hexen-Leut, so zu Würzburg mit dem Schwert gerichtet und hernacher verbrannt worden,“ [1]) das die Zeit von 1627 bis zum 16. Februar 1629 umfaßt und in 29 „Bränden“ 157 Personen aufführt, in denen wir im großen und ganzen die Schlachtopfer zu erkennen haben, womit Spe die Seelsorge in Berührung brachte. Wir finden da nicht etwa nur alte, arme Weiber verzeichnet, sondern Personen jeden Alters, Standes und Geschlechts. Da wird neben schlichten Bürgersleuten aufgeführt „der Baunach, ein Raths-Herr und der dickste Burger in Würtzburg“, neben armen Leuten „der Steinacher, ein gar reicher Mann“, neben weltlichen Personen auch eine erhebliche Zahl von Alumnen, Chorherren und Vikarien, neben Erwachsenen viele Kinder, so „ein klein Mägdlein von 9 oder 10 Jahren“ und „ein geringeres, ihr Schwesterlein“, selbst „ein blind Mägdlein“, wie auch Knaben nicht selten sind, die noch der Schule angehören. Neben Frauen und Matronen, die allerdings den Hauptbestandteil ausmachen, erscheinen auch Jungfrauen, so „das Göbel Babelin, die schönste Jungfrau in Würtzburg“, neben Bürgerlichen „ein Edelknab von Ratzenstein“, „die dicke Edelfrau“ sowie „ein guter vom Adel, Junker Fleischbaum genannt“. Und daß schließlich auch Bildung und Gelehrsamkeit nicht gegen den Verdacht der Zauberei und den Scheiterhaufen schützten, beweist „ein Student in der 5. Schule, so viel Sprachen gekont, und ein vortreflicher Musikus vocaliter und instrumentaliter“, ferner „der Spitalmeister im Dietricher Spital, ein sehr gelehrter Mann“, und „ein geistlicher Doctor, Meyer genannt“. Mit bangem Herzen mag Spe an die Wirksamkeit bei diesen ärmsten aller Menschenkinder herangetreten sein, aber das grauenvolle Bild unsäglichen Jammers, das er fand und mehrere Jahre hindurch, worin er im Würzburgschen und Bambergschen nicht weniger als 200 Hexen ein treuer geistlicher Berater und Begleiter auf dem Wege zur Hinrichtung oder zum Holzstoß war, alle Tage vor Augen sehen mußte, überbot doch unendlich noch seine Befürchtungen und erfüllte seine Seele mit Schmerz und Gram, mit Unmut und Abscheu. Da kamen ihm, wie er später selbst erzählt, [2]) die Worte der heil. Schrift in den Sinn [3]): „Ich wandte mich zu anderen Dingen und sah die Gewaltthaten, die unter der Sonne geschehen, und die Thränen der Unschuldigen und keinen Tröster; und wie sie ihrer Gewalt nicht widerstehen können und allerseits der Hülfe beraubt sind. Da pries ich die Toten glücklicher als die Lebenden und hielt für glücklicher als beide den, der noch nicht geboren ward und die Übelthaten nicht geschaut hat, die unter der Sonne geschehen.“ In welch haarsträubender Weise man mit den armen Hexen verfuhr, das sagt uns deutlich eine Stelle des „Güldenen Tugendbuchs“ (Teil III, Kap. 13), wo Spe durch die Schilderung außergewöhnlicher Leiden die betrachtende Seele zur Nächstenliebe entflammen will. Dort heißt es mit unverkennbarer Anspielung auf das beweinenswerte Los der Hexenleute: „Gar viel werden unschuldig gefoltert, gepeiniget, gereckt, gegeißlet, geschraubet und mit neuer grausamen, unmenschlichen Marter übernommen; müssen für unleidlicher Größe der Pein auf sich oder andere bekennen, das sie nie gedacht haben: und wenn sie schon tausendmal vor Gott ganz unschuldig sind, will mans ihnen doch nicht glauben: sie müssen mit Gewalt und Zwang, mit Recht und Unrecht schüldig sein, es gehe wie es wolle, sonst will man sie nicht hören. Es kann ja also kommen, daß kein Heulen noch Weinen, kein Entschuldigen noch Ausreden, weder dies weder das helfe, sie müssen schüldig sein; daß man sie peinige dreimal, viermal, fünfmal, bis sie endlich entweder sterben oder bekennen, oder wenn sie noch ja im Leben bleiben, da kann geschehen, daß man sprech: der Teufel stärke sie und halte ihnen die Zung, daß sie nicht bekennen können, und müssen alsdann ja

---

1) Soldan-Heppe, Geschichte der Hexenprozesse II, 46—51. Baldi, Die Hexenprozesse in Deutschland und ihre hervorragendsten Bekämpfer. Würzburg 1874.

2) Cautio criminalis. Dubium XIX, ratio VII.

3) Prediger 4, 1.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schüldig sein und als Unbußfertige und Verstockte noch greulicher als sonst hingerichtet werden. O Gott ... was für eine Gerechtigkeit!" [1])

Gar bald erkannte der seeleneifrige, besonnene, herzensgute Pater die verzweiflungsvolle Lage der elenden Wesen, die seiner geistlichen Obhut anvertraut waren. Er fand anfangs die Angeklagten durchweg sehr verschlossen, fast unzugänglich, stumpfsinnig, der Verzweiflung anheimgegeben, da ja die Praxis nur zu deutlich bewies, war erst jemand in Verdacht und Untersuchung geraten, so gab es für ihn kein Entrinnen mehr. Selbst dem Seelsorger gegenüber zeigten sie Mißtrauen und mochten ihm ihr Herz nicht öffnen, weil sie befürchteten, eine offene, rückhaltlose Annäherung könne als Zugeständnis ihrer Schuld gedeutet werden. Da wandte er die Mittel an, die er später allen Beichtvätern der Hexen dringend ans Herz legte, indem er sie ermahnte, den Unglücklichen wahre Väter und teilnahmvolle Tröster zu sein, Mitgefühl mit ihrem Seelenjammer, mit ihren körperlichen Leiden zu haben, als wären sie ihre eigenen; sie sollten ihnen sagen, sie würden ihr Leben für sie hingeben, wenn es gestattet wäre, und ihnen versprechen, sie würden ihnen in jeder Not treu zur Seite stehen, daß ja die armen Wesen sich nicht beklagen könnten, es hätte ihnen an Trost gemangelt. So würden sie als wahrhaft apostolische Männer handeln und die Herzen der Gottesarmen durch Liebe gewinnen und an sich fesseln.[2]) Und der edle Pater fügt hinzu: Prout saepe sum expertus. Ja er hatte es selbst oft erfahren, wie an der Sonne seines zutraulichen, liebevollen, milden Wesens nachgerade die fast undurchdringliche Kruste schmolz, welche das bittere Gefühl der Verlassenheit von Gott und Menschen und das qualvolle Bewußtsein, als gemeinschädliches, fluchwürdiges Geschöpf aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen zu sein, um einem schmachvollen Tode überantwortet zu werden, gar leicht um die Herzen der wegen Zauberei angeklagten oder verdächtigten Personen legen mußten. Diese erschlossen allmählich voll Vertrauen und mit kindlicher Offenheit dem mitfühlenden Hexenvater ihr Inneres und fanden bei ihm allezeit freundlichen, trostreichen Zuspruch und bereite Hilfe in allen Leiden und Nöten.

Konnte Spe so mit den segensreichen Früchten seiner geistlichen Wirksamkeit bald zufrieden sein, so mußte ihm das Herz bluten, wenn er sah, wie meist Verblendung und Dummheit, Hang zur Grausamkeit, Habsucht und leidige Menschenfurcht das Urteil der Hexenrichter bestimmten, die zum Teil wider besseres Wissen und Gewissen den armen Opfern ein aus Bosheit, Ungerechtigkeit und Aberglauben gewobenes Netz über den Kopf warfen, in dessen Maschen sie sich notwendigerweise verstricken mußten. Die Fürsten und Großen aber, auch meist die Geistlichen, Ordensmänner wie Leutpriester, sahen mit unthätiger Vertrauensseligkeit, die Masse des Volkes mit Gleichgiltigkeit und stiller Ergebung dem haltlosen Treiben einer ungerechten Rechtspflege zu.[3]) Und nun gegen einen solchen Jammer keine Abhilfe — welch eine Seelenqual! Was konnte da einer, der noch nicht einmal zur Zunft der Rechtsgelehrten gehörte, gegen so viele? Was der schlichte, machtlose Priester gegenüber einer Blutjustiz, die trotz aller Rechtslosigkeit und innerer Unwahrheit sich doch noch mit dem Scheine der Gerechtigkeit zu umgeben wußte, die in den Augen des Volkes als fromme Übung, als Ahndung eines grauenhaften Verbrechens erschien?

Da mag der liebevolle Hexenvater manchmal in seiner Herzensbedrängnis und im Gefühle seiner Ohnmacht die Hände gerungen und Gedanken und Empfindungen zum Himmel gesendet haben, wie er sie im „Güldenen Tugendbuch" (Teil III, Kap. 13) äußert: „Mich dünkt, ich wolte gern alsbald niederknien, und mir den Kopff herunter hawen lassen, wenn ich nur damit sie alle erledigen könte. O du allermiltester Herr Jesu, wie kanstu leyden, daß deine Creaturen also jämmerlich gepeiniget werden. Ich bitte dich durch das rosenfarbe Blut, so auß deinem zarten Fronleichnam für uns arme Sünder geflossen ist, komme doch zu hülff allen unschuldigen, betrangten, daß sie nit verzweifflen: und erleuchte die Obrigkeit, daß sie wol zusehen was sie machen, und die Gerechtigkeit nit in eine grausamkeit und Gottlosigkeit verkehret werde." Kein Wunder, wenn der stumme Gram, der so heftig an Spes Herzen nagte, sich mit der Zeit auch Spuren in seinem Äußern schuf, wie uns das bezeugt wird durch einen Brief von Leibniz vom 26. April 1697.[4]) Dort wird erzählt: Johann Philipp von Schönborn, ein junger Kanonikus zu Würzburg und Spe befreundet, später Bischof von Würzburg und Kurfürst von

---

1) Balke, Trutz-Nachtigal XIII.

2) Cautio criminalis, Dubium XXX, Documentum XI.

3) Ein anschauliches Bild, wie der Hexenprozeß gemeiniglich verlief, gibt uns Spe am Ende seiner Cautio criminalis im Dubium LI. Vergl. Soldan-Heppe II, 193—203 und Diel 36 ff.

4) Erhalten in Placcii Theatrum Anonymorum. Hamburg 1708 p. 233 ff. Das Werk konnte Verfasser nicht erreichen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mainz, habe den Pater eines Tages gefragt, warum er denn ein graueres Haar habe, als es seinem Alter entspräche. Da habe ihm der Pater entgegnet, daran seien die Hexen schuld, die er zum Scheiterhaufen habe führen müssen. Dann habe er ihm weiter erklärt, wie er trotz der sorgfältigsten Untersuchung von der Schuld der armen Angeklagten, die allerdings anfangs zum Teil aus Furcht vor der Folter sich als Zauberer bekannt, später aber, nachdem sie zu ihrem Beichtvater Vertrauen gefaßt, widerrufen hätten, sich bei dem besten Willen nicht habe überzeugen können.[1]) Alle hätten mit lautem Jammern die Unwissenheit und Bosheit der Richter und ihr eigenes Elend beweint und bis zu ihrem Ende Gott als Zeugen ihrer Schuldlosigkeit angerufen. Dieses klägliche, so oft wiederholte Schauspiel habe ihn derart erschüttert, daß er vor der Zeit ergraut sei.

Schon längst war Spe mit seiner Teilnahme und Fürsorge für die Hexenleute den Richtern ein Dorn im Auge. Es war ihnen unbequem, daß der Pater so häufig in den Kerkern thätig war und den verabscheuungswürdigen Wesen soviel Zeit und Sorge widmete; auch wurde er ihnen mit seinem regen Eifer für seine Hexen oft recht lästig: er bat die Richter, die sich nicht gern in die Karten sehen ließen, um die Proceßakten, die er sorgfältig einsah, um dann mit ihnen über die Schuld der Angeklagten eingehend zu streiten, wobei er recht warm für die völlige Unschuld seiner Schutzbefohlenen einzutreten pflegte.[2])

Eine schlaffe, wenig widerstandsfähige Natur hätte wohl mit der Zeit dem Druck solcher Übelstände erliegen oder sich in stumpfer Ergebung mit ihnen zurechtfinden können, nicht aber ein Spe, der in seinem lebhaften, scharfen Geiste, in seinem Mut und seiner entschlossenen Thatkraft die Mittel hatte, Abhilfe dagegen zu suchen und zu finden. Allmählich reifte in ihm ein großer Gedanke, alles drängte ihn, endlich seinem gepreßten Herzen Luft zu machen: er griff zur Feder und schrieb seine Cautio criminalis.[3]) Das war ein Aufschrei eines lange gequälten Herzens und gewaltsam niedergehaltenen Gewissens, ein Notschrei zu Gunsten der hartbedrängten Unschuld, ein Mahnruf an die mit verschränkten Armen den Verheerungen eines finsteren Wahnes gegenüberstehenden Fürsten und Völker, eine Zurechtweisung der Beichtväter, die Mittler zwischen Gott und den Verklagten, nicht zwischen diesen und ihren Richtern zu spielen, eine Anklage gegen die ungerechte Praxis der Rechtsgelehrten. Es war eine That der Liebe, der Liebe zur Wahrheit und zu verlassenen Menschenkindern, eine That voll hohen Mutes und edlen Opfersinnes,[4]) vor allem auch die That eines echten Patrioten, den das beschämende Gefühl, wie entwürdigend der Hexenwahn für die ganze deutsche Nation sei, zu den Äußerungen drängt: „Ich

---

[1]) Es stimmt diese Äußerung ganz mit der Versicherung Spes Cautio criminalis, Dubium XXX., Documentum XIX.: „Ich gebe unter einem Eide die Erklärung ab, daß ich bis jetzt keine (Hexe) zum Holzstoß geführt habe, von der ich nach allseitiger Erwägung vernünftigerweise hätte behaupten können, sie sei schuldig gewesen."

[2]) Wenn, was wahrscheinlich, Spe mit dem sacerdos quidam, der Cautio criminalis, Dubium XVIII, Corollarium IX. den Richtern ganz im geheimen den Nachweis aus dem Protokoll erbrachte, daß gegen einige Hexen ungerecht verfahren sei, sich selbst meint, so wurde ihm schließlich sogar der Zutritt zu den Kerkern untersagt.

[3]) Der vollständige Titel des Werkes lautet: Cautio criminalis, seu de processibus contra sagas liber. Ad magistratus Germaniae hoc tempore necessarius, tum autem Consiliariis, et Confessariis Principum, Inquisitoribus, Iudicibus, Advocatis, Confessariis reorum, Concionatoribus, caeterisque lectu utilissimus. Auctore incerto theologo Romano. Rinthelii MDCXXXI. Da das Buch schon in wenigen Monaten vergriffen war, erschienen im folgenden Jahre in Köln und Frankfurt Neudrucke. Über weitere Ausgaben und Übersetzungen vergl. Soldan-Heppe II, 187 und Balke XVII. f. Erschien die Schrift auch erst mehrere Jahre nach seinem Aufenthalt in Franken im Druck, so ist sie doch offenbar aus dem Drange der Würzburger Verhältnisse hervorgegangen und im wesentlichen dort schon niedergeschrieben. Aus der Anonymität wird man dem Verfasser keinen Vorwurf machen, wenn man bedenkt, wie heikel und gefahrvoll sein mutiger Schritt war. Auch sein Orden wahrte streng die Anonymität. Alegambe nennt in seiner 1643 erschienenen Bibl. Script. S. J. noch nicht ausdrücklich Spe als Verfasser der Cautio, sondern sagt nur: Editum est sub nomine theologi romani quoddam ejus opusculum, quod mirifice placuit et saepius recusum est. Für einen norddeutschen Druckort war bei Spe wohl das Bestreben, von Würzburg abzulenken, dessen schreiende Übelstände sich doch recht greifbar in der Schrift wiederspiegelten, und für Rinteln vermutlich dessen Nähe zu Falkenhagen, wo sich der Pater zur Zeit des Druckes aufhielt, bestimmend und entscheidend (vergl. übrigens S. 14). Erst durch Leibniz, der in seinen Tentamina Theodicaeae I § 96 und 97, von Schönborn belehrt, Spe ausdrücklich als Verfasser der Cautio nennt, wurde der Schleier von dem merkwürdigen Buche völlig hinweggezogen. Balke XVIII. ff. schreibt auch ein kleines, ebenfalls im Jahre 1631 in Rinteln bei dem Universitätsbuchdrucker Peter Lucius erschienenes Schriftchen: „Theologischer Proceß, wie mit Hexen und zauberischen Personen zu verfahren seye", Spe zu und hat diese Vermutung durch überzeugende Beweise glaubhaft gemacht.

[4]) Etwas übertrieben urteilt darüber Brentano in seiner Ausgabe der „Trutz-Nachtigal" VIII f.: „Ein solches Unternehmen war mit nicht weniger Gefahr verknüpft, als in der Schreckenszeit der französischen Revolution in die Getriebe der tausendfältig fallenden Henkerbeile einhaltend greifen zu wollen. Es war nicht weniger, als sich selbst in die Bahn eines von tollen Rossen unter der Geisel berauschter Führer bergab gegen eine ganz versunkene Menschenmasse niedergeschleiften Sichelwagens der höllischen Mächte einhaltend zu werfen."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schäme mich Deutschlands, daß wir nicht besser in einer Sache von solcher Bedeutung zu urteilen wissen! Was werden die andern Nationen sagen, die so schon unsere Einfalt zu belachen gewohnt sind?" (Dubium XVII, Ratio V.) „Siehe da Germania, so vieler Hexen Mutter! Was Wunder, wenn sie sich vor Gram die Augen ausgeweint hat, um sie nicht schauen zu können!" (Dubium XXI.)

Spes Buch über die Hexenprocesse ist ein Muster einer philosophischen, streng scholastischen Behandlungsform, wie sie dem Geschmack der Zeit und der Übung seines Ordens entsprach. Der Verfasser sucht, indem er in geschickter Weise seine vielseitigen Erfahrungen aus den Proceßakten und dem Verkehr mit den Angeklagten verwertet, in 51 Dubia (Zweifeln) alle möglichen Einwürfe seiner Gegner zu widerlegen, sie in die Enge zu treiben und zur Anerkennung ihrer Irrtümer zu nötigen.[1]) „Fest und sicher fallen seine Schläge; indem er selbst die Einwürfe auf seine gegebenen Antworten abermals löst, gestattet er dem Gegner keinen Ausweg, bis er ihn endlich durch die Kraft der Schlüsse, die Gründlichkeit der Anlage, die Feinheit und Gewandtheit der Durchführung, die Kühnheit und unerschrockene Entschiedenheit des Kampfes gänzlich besiegt und zu Boden geworfen hat." (Diel 51.) Und das thut der sprachgewandte Verfasser in einem knappen, aber treffenden Ausdruck, der uns trotz des antiken, fremden Gewandes doch wieder häufig modern und deutsch anmutet, in einer Darstellung, die einen nichts weniger als trockenen, schulmäßigen, sondern einen belebten, spannenden Ton zeigt, indem Spe, für die Anerkennung und Verbreitung seiner erleuchteten Ideen selbst begeistert, mit allen Mitteln danach strebt, auch den Leser zu begeistern, ihn überzeugend zu sich emporzuziehen und mit sich fortzureißen.[2])

Und der Erfolg dieser kühnen, man darf sagen bahnbrechenden Streitschrift, die alles in sich trug, um einen langgehegten Wahn und einen langgepflegten Mißbrauch mit Stumpf und Stiel auszurotten? Er war groß, und doch entsprach er nicht den Erwartungen, die Spe mit Fug und Recht daran knüpfen konnte. Leute, die ihrer Zeit voraus sind, begegnen auf der einen Seite, meist bei einem kleinen Häuflein von Aufgeklärten, Staunen und Bewunderung, wohl selbst hoher Verehrung, auf der anderen Kopfschütteln und vielleicht offener Befehdung, sie erregen Bewegung und Gärung, und doch bleibt es häufig beim Alten. So ging es auch hier. Daß Spes Schrift ein gewaltiges Aufsehen erregte und in weiten Kreisen Verbreitung fand, war natürlich, denn er hatte, indem er allgemein empfundene Schäden bloßlegte, den wunden Fleck getroffen; auch ist das aus den mannigfachen Auflagen und Übersetzungen ersichtlich, welche das Werk im 17. Jahrhundert gefunden hat. Der praktische Erfolg der Cautio aber war gering und ihre Wirkung keine durchgreifende. Mochte auch Spes Freund Schönborn als Bischof von Würzburg und Kurfürst von Mainz, mochten die Herzöge von Braunschweig[3]) und einige andere erleuchtete Fürsten den Verfolgungen der Hexen Einhalt thun: die Hexenbrände loderten, wenn auch in geringerer Anzahl, auch nach der Cautio weiter fort, und es hat noch über 70 Jahre gedauert, bis endlich Christian Thomasius, der bei der größeren Aufklärung seiner Zeit schon weniger Gefahr lief, sich an den Scheiterhaufen der Hexen die Hände zu verbrennen, die Hexenprozesse zum Stillstand brachte und dabei — das dürfen wir behaupten, ohne ihm sein hohes Verdienst irgendwie zu verkümmern — Früchte erntete, die zum Teil Spe bereits gesät hatte.

Endlich nahete dem Pater Spe die Erlösung aus dem Bann der unerträglichen, aufreibenden Würzburger Verhältnisse. Hatte er sich durch seine Aufklärung, durch Freimut und die emsige Sorge um die Opfer einer grausamen Justiz derart den Richtern lästig und verhaßt gemacht, daß sie, seiner Quertreibereien müde, schließlich seine Abberufung betrieben? Oder strebte der Pater selbst aus der Schußlinie heraus und drängte ihn seine angegriffene Gesundheit zu einem ruhigeren, weniger verantwortungsvollen Wirkungskreise hin? Das Wahrscheinlichste ist wohl, daß die Ordensobern den frommen Pater, der in Würzburg nicht nur mit mannigfachen Schwierigkeiten, Gefahren und Ränken zu kämpfen hatte, sondern auch eine nie versiegende Quelle verzehrender Seelenqual in der Ausübung seiner Seelsorge fand, etwa am Anfange des Jahres 1628 nach Köln zurückriefen. Dafür sprechen die beiden von Spe an zwei adlige Damen von Stein gerichteten Briefe (vergl. oben S. 5 Anm. [5]), von denen der zweite „Cöllen, den 24. April 1628" datiert ist.

---

[1]) „Unter seinen Händen schmilzt der Hexenglaube so sehr zusammen und erhält das Verfahren eine so vollkommene Umgestaltung, daß bei gewissenhafter Durchführung seiner Grundsätze Deutschland schwerlich wieder einen einzigen Hexenbrand gesehen hätte." Soldan-Heppe II, 190.

[2]) Eine eingehendere Besprechung des Inhaltes der Cautio liegt nicht im Rahmen dieser Abhandlung, die es wesentlich mit den dichterischen Erzeugnissen Spes zu thun hat. Vergl. Hölscher a. a. O. 5 und Soldan-Heppe II, 190—202.

[3]) Leibnitii Tentamina Theodicaeae I, § 97.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Doch nicht lange sollte der unermüdliche Ordensmann sich der Ruhe des stillen Klosterfriedens erfreuen, denn alsbald trat von neuem eine schwierige Aufgabe an ihn heran: er wurde noch in demselben Jahre in einen Wirkungskreis versetzt, der seinen Anstrengungen und Mühen segensreiche Früchte in Aussicht stellte, freilich den edlen Mann auch dem Tode nahebrachte und langsamem Siechtum überantwortete.

Das Amt Peine, das durch Erbschaft im 13. Jahrhundert dem Fürstbischof von Hildesheim zugefallen war, hatte der Bischof Johann IV. 1520 der Stadt Hildesheim pfandweise überlassen als Entgelt für die Kosten, welche der Stadt aus der Teilnahme an den Kämpfen der sogenannten Stiftsfehde erwachsen waren. Der Bischof Friedrich von Holstein[1]) gewann von der Stadt 1554 Stadt und Amt Peine zurück, besonders gegen die Zusicherung, daß die Protestanten in Hildesheim im Besitze ihrer Kirchen verbleiben sollten. Friedrich betrachtete nun gegen alles Recht das Amt Peine, das doch früher Eigentum des fürstbischöflichen Stuhles und ein Teil des Hochstifts gewesen war, als Familienbesitz und vererbte es an den Herzog Adolf von Holstein, der nunmehr nach dem schrecklichen, von allen Parteien gleichmäßig geübten Grundsatze Cujus regio, illius et religio im Amte den Protestantismus durchführte. So blieb es bis zum Jahre 1603, wo nach endlosen Verhandlungen der Holsteiner gegen Erstattung der Pfandsumme, welche der Hildesheimer Klerus aufgebracht hatte, dem Bischof Ernst, der zugleich Kurfürst von Köln war, Stadt und Amt Peine zurückgab mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, der in einem eigenen Revers Ausdruck fand, es solle der Bischof an den konfessionellen Verhältnissen des protestantischen Amtes nichts ändern. An diesen Revers glaubte sich sein Nachfolger Ferdinand, der ebenfalls Kurfürst von Köln war, da ihm die von einem unrechtmäßigen Besitzer gestellte Bedingung nicht verpflichtend erschien, nicht gebunden, „vielmehr nahm er die jetzt durch Tillys Siege in Niedersachsen ihm gebotene erste Gelegenheit wahr, das damals für ein unveräußerliches und wesentliches Attribut der Landeshoheit geltende jus reformandi auch seinerseits zu üben.“ [2])

Zu diesem Werke der Gegenreformation hatte sich der Kurfürst und Bischof den klugen, gewandten und liebenswürdigen Pater Spe vom Jesuitenkloster in Köln erbeten, den er bereits von seiner ausgezeichneten Thätigkeit in Paderborn her kannte. Nachdem der bischöfliche Drost Jobst Adrian von Wendt einer erfolgreichen Missionsthätigkeit die Wege geebnet hatte, erschien im November des Jahres 1628 Pater Spe in Begleitung eines Laienbruders in Peine und mietete sich in einem Eckhause am Marktplatze dicht bei dem Rathause ein. Die geringe Ausstattung für die Wohnung hatte die Burg von Peine und das Kollegium in Hildesheim gestellt; die von der fürstlichen Kasse für die Woche gezahlten 6 Thlr. verwandte Spe — er lebte von eigenen Mitteln — für arme Städter und Landleute. Sofort ging der Pater frohen Mutes an seine schwierige Aufgabe, und bald scheint es ihm gelungen zu sein, in der Stadt wie auf den Dörfern des Amtes durch sein liebenswürdiges, mildes, taktvolles Wesen allgemeine Hochachtung, ja selbst die Zuneigung mancher aus dem Amte verjagter protestantischer Prediger zu gewinnen, wie das aus seinem freundschaftlichen Verhältnisse zu „dem tollen Herr Tyle“, einem früheren Prediger, ersichtlich ist. Einen kräftigen Widerstand scheint der Pater weder in der Stadt noch in den Dorfgemeinden gefunden zu haben. In Peine war mit der Wahl eines katholischen Rates am Anfange des Jahres 1629, dessen Beispiel die Bürger in ihren 4 Korporalschaften rasch folgten, der Sieg der Gegenreformation entschieden, besonders nachdem Spe durch seine Fastenpredigten auch die Frauen gewonnen hatte, die am längsten widerstrebten. Für die Landleute war hauptsächlich die Frage von Bedeutung, ob von nun ab das Taufen und Kopulieren mehr kosten würde als bisher.

Daß es aber auch nicht gänzlich an Leuten fehlte, bei denen Spes Wirksamkeit Ingrimm und ein lebhaftes Rachegefühl erweckte, ersehen wir aus dem Mordanfall, der im Frühjahr 1629 auf den Pater gemacht wurde. Es war am 29. April, am 2. Sonntag nach Ostern, als Spe in der Frühe von Peine nach dem Dorfe Woltorp (jetzt Woltorf im Kreise Peine) ritt, um da den Gottesdienst zu halten. Er hatte einen Richteweg gewählt und befand sich mitten in einem Tannenwäldchen, als er auf einmal auf dem schmalen Waldwege einen Reiter auf sich zusprengen sah, der unter heftigen Schmähreden seine Büchse hervorzog und auf ihn anlegte. Der Pater, der keine Möglichkeit sah, sich durch Flucht zu retten, empfahl sich dem Schutze Gottes, gab dem Pferde die Sporen und sprengte kühn auf den Angreifer los, der ihn mit einer Kugel empfing, die aber ihr Ziel verfehlte. Spe brachte sein Pferd,

---

[1]) Vergl. über diesen Fürstbischof, „der lutherisch getauft, nicht gefirmt und nichts weniger als fromm war“, auch die päpstliche Bestätigung nicht erhalten hatte, Euling, Hildesheimer Land und Leute des sechzehnten Jahrhunderts, S. 70—82.

[2]) Joseph Godehard Müller im Programm des Josephinums 1868: Beiträge zur Geschichte der Anstalt, S. 10.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das infolge des Schusses zu Boden gestürzt war, wieder zum Stehen und wollte nun durch die Flucht seinem Mörder zu entgehen suchen, der war ihm jetzt aber ganz nahe gekommen und feuerte den zweiten Schuß aus nächster Nähe gegen ihn ab, ohne auch diesmal zu treffen. Spe spornte jetzt sein Roß zu größerer Eile an, der Wegelagerer aber blieb ihm auf den Fersen, indem er sich vergeblich bemühete, den Pater mit dem Gewehrkolben niederzuschlagen. Inzwischen waren sie in der Hitze des Kampfes auf das freie Feld gelangt, da befiel den Mörder neue Wut, er suchte seinem Opfer zuvorzukommen und brachte ihm, indem er es fortwährend umkreiste, mit dem Kolben und seinem Schwerte nicht weniger als 8 Wunden bei, 6 am Kopfe und 2 an der linken Schulter, den Pater aber aus dem Sattel zu heben wollte ihm nicht gelingen. Die Nähe des Dorfes verscheuchte den Mörder, Spe aber erreichte, aus seinen Kopfwunden heftig blutend, mit Mühe und Not das Ziel seiner gefahrvollen Fahrt. Der erste, der dem Pater am Eingange des Ortes begegnete, war „Herr Tyle", der früher Prediger daselbst gewesen war und auch jetzt noch seinen Wohnsitz dort hatte. Als der den ganz mit Blut überströmten Pater sah, brach er in laute Klagen aus. „O Pater, Pater," rief er aus, „was ist das? Was für ein Unglück!" Der aber bat ihn gelassen, ihm warmes Wasser zum Abwaschen zu besorgen und zum Gottesdienst läuten zu lassen. Alsbald hatte sich die Kunde von dem Mordversuch im ganzen Dorfe verbreitet, und scharenweise strömten die Leute zusammen, den verwundeten Pater zu sehen.

Inzwischen kam auch der freundliche Prediger mit Wasser, Leinwand und frischen Eiern zurück, um an dem Verwundeten jetzt seine chirurgische Kunst zu versuchen. Er wusch zunächst die Wunden aus und bereitete aus den Eiern eine Art Pflaster, womit er das Blut zu stillen vermochte, dann schnitt er, um auch dem entstellten Gesicht seine Form zurückzugeben, mit einer Schafschere (ea, qua oves tondentur, forfici) die Hautfetzen ab, die an den Schläfen herunterhingen. So notdürftig verbunden, ließ Spe sich zur Kirche geleiten und bestieg die Kanzel. Ein allgemeines Schluchzen entstand bei dem Anblick des so schrecklich zugerichteten Missionärs in der Gemeinde. Spe las mit kraftloser Stimme das Evangelium des Sonntags von dem guten Hirten und dem Mietlinge. Dann sprach er: „Meine liebsten Schäflein, ob ich ein Mietling oder ein guter Hirt bin, urteilet selbst. Die Zeichen eines guten und liebreichen Hirten könnt ihr bei mir an Stirn und Schläfe sehen."

Als er weiter reden wollte, begann es ihm zu schwindeln, er stützte sich auf die Brüstung der Kanzel, erholte sich ein wenig und forderte dann die Gemeinde auf, guten Mutes zu sein und zur Danksagung für seine Rettung aus Mörderhand aus voller Brust: „Großer Gott, wir loben dich!" zu singen. Da alle von Schmerz wie gelähmt waren und nur Schluchzen seiner Aufforderung antwortete, rief er dem Sakristan zu: „Stimme du doch an!" Und als auch der vor Schmerz und Schrecken keinen Laut hervorbringen konnte, rief er abermals: „Warum fängst du denn nicht an? Singe, singe aus voller Brust, aus allen Kräften!" Das Volk begann endlich seiner Aufforderung als wie dem letzten Willen eines Sterbenden zu gehorchen, aber der Lobgesang wurde mehr geseufzt als gesungen. Inzwischen wurde der Pater, dessen Kräfte völlig erschöpft waren, durch den Sakristan von der Kanzel herabgetragen und in Pflege genommen. Spe aber verlangte sehnlichst, alsbald nach Peine gebracht zu werden. „Herr Tyle" ließ es sich nicht nehmen, den allverehrten Pater dahin zu begleiten. Nachdem er ihn auf sein Roß gehoben hatte, bestieg er sein eigenes Pferd, legte eine Feuerbüchse quer vor sich, um damit einem neuen Angriffe zu begegnen, gab seinen Hut dem Pater, der den seinigen im Kampfe eingebüßt hatte, und ritt neben Spe her, während das Landvolk scharenweise den Zug begleitete wie ein Leichenbegängnis. Als der auffällige Zug nach Peine kam, war gerade der Gottesdienst zu Ende, und als die Leute den barhäuptigen Prediger mit der Feuerbüchse erblickten, war ihnen das Lachen nahe, das alsbald dem Gefühl der Trauer wich, als sie den tödlich verwundeten Pater wahrnahmen. Sein schwerer Unfall fand in der gesamten Bürgerschaft die innigste Teilnahme, die eifrigste Sorge aber wandte ihm der fürstbischöfliche Drost zu, der sich auch die größte Mühe gab, durch abgesandte Reiter des Mörders habhaft zu werden, was aber nicht gelang. Sofort hatte er auch jemand abgeschickt, um einen erfahrenen Chirurgen von Hildesheim zu holen. Da aber der Pater dringend verlangte, nach der Bischofsstadt geschafft zu werden, um, wenn Gott seinen Tod wollte, unter den Ordensbrüdern im Kollegium Josephinum zu sterben, so ließ ihn der Drost am andern Tage auf seinem Wagen dorthin fahren. Hier genas er langsam unter der liebevollen Obhut seiner Mitbrüder und in geschickter ärztlicher Behandlung von seinen Wunden, und erst nach 11 Wochen schmerzvollen Krankenlagers war er einigermaßen wiederhergestellt. Da ließ ihn auch die Sehnsucht nicht länger weilen: obwohl den Mühen und Schwierigkeiten einer anstrengenden Missionsthätigkeit noch nicht wieder gewachsen, kehrte er doch sofort zur großen Freude der Leute von Peine und Umgegend an den Ort seiner Verwundung zurück, verblieb hier aber nur wenige Wochen. Vermutlich machten die Nachwehen seiner Krankheit eine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zeit völliger Ruhe und einen längeren Aufenthalt in frischer Landluft wünschenswert. Es kam daher dem Genesenden eine Einladung des Fürstabtes von Korvey, zu dessen Ohren jedenfalls die Kunde von dem Mordanfall auf den Pater gelangt war, sehr gelegen, zumal da der Prior dieses Klosters sein Verwandter war. Nach kurzem Aufenthalte in der anmutigen Wesergegend treffen wir Spe in Falkenhagen, einem nicht weit von Schwalenberg im Fürstentum Lippe-Detmold gelegenen, rings von Berg und Wald eingeschlossenen Dorfe. Hier besaßen die Jesuiten seit dem Jahre 1607 eine klösterliche Niederlassung[1]), für den immer noch an den Folgen des Mordanfalles leidenden Pater ganz geeignet, in dieser stillen Einsamkeit und gesunden Waldesfrische wieder zu Kräften zu gelangen. Von seiner Wirksamkeit in dieser idyllischen Weltabgeschiedenheit ist uns leider nichts Näheres bekannt, nur läßt sich vermuten, daß er hier Muße, Ruhe und Sammlung fand, die gewiß schon im Drange der erschütternden Seelsorge zu Würzburg in ihren Grundzügen entstandene Cautio criminalis einer Durchsicht zu unterwerfen und druckfertig zu machen. Aus einer dem Buche in der ersten Ausgabe am Schlusse beigegebenen Conclusio ad Lectorem geht hervor, daß sich Spe nur schwer entschließen konnte, die Schrift zu veröffentlichen, da er sich bewußt sein mußte, daß dieser Schritt ein Stich in ein Wespennest war, der vielleicht, ohne Wandel zu schaffen, nur sein eigenes Leben gefährdete. Da hatte einer der Bekannten, die Spe ins Vertrauen gezogen und mit seiner Streitschrift bekannt gemacht hatte, den Mut, den Pater vor eine vollendete Thatsache zu stellen, indem er die Schrift in Rinteln heimlich drucken und anonym erscheinen ließ.[2]) Von dieser sorgenschweren Thätigkeit hinweg, die sich in den Irrgängen einer fragwürdigen Rechtspflege bewegte und ein mannhaftes Eintreten für eine ausgestoßene Menschenklasse zum Endzweck hatte, mochte es für den edlen Menschenfreund eine erquickende Erholung sein, sich in den stillen, friedlichen Blumengarten der Dichtung zu flüchten; zugleich trat er hier nach langen Jahren, die einer ernsten, volle Anspannung der Kräfte fordernden Berufsarbeit gegolten hatten, vielleicht seit seinen Jünglingstagen zum erstenmal wieder zur Natur in nahe Berührung. Als eine Frucht der ländlichen Abgeschiedenheit Falkenhagens dürfen wir daher wohl manche seiner Gedichte betrachten, die einen frischen Hauch der Natur atmen, und zu denen sichtlich ein ländlicher Aufenthalt Anregung und Stoff geboten hat.

Inzwischen war durch die am 24. Juni 1630 erfolgte Landung Gustav Adolfs auf Usedom die kaum erloschene Kriegsfackel aufs neue entzündet, und nach der Schlacht bei Breitenfeld (17. Sept. 1631) mochte auch das abseits von der großen Heerstraße gelegene Falkenhagen keine genügende Sicherheit mehr bieten. Da zogen sich die Mönche, die den Aufenthalt in der protestantischen Umgebung nicht mehr für geheuer hielten und sich von seiten der Schweden und ihrer Verbündeten keiner freundlichen Behandlung versahen, nach dem Rheine hin. Spe ging nach Köln, wo wir ihn am Anfange des Jahres 1632 als Professor der Moraltheologie mit reichem Erfolge thätig finden. Während seines Aufenthaltes in Köln entstand auch sein „Güldenes Tugendbuch", während die „Trutz-Nachtigal" hier ergänzt und zum Abschluß gebracht wurde.

Hatte so in der Metropole des Rheins die Thätigkeit unseres Paters wesentlich wissenschaftlichem, schriftstellerischem und dichterischem Schaffen gegolten, so sollten ihn seine letzten Jahre, die ihn nach der Moselstadt zurückbrachten, in der er seine Vorbereitungszeit auf den Ordensstand vor Jahren durchgemacht hatte, aus der engen Mönchszelle und dem friedlichen Hörsaal in das bunt und unruhig bewegte Kriegsleben zerren, ihn als heldenmütigen Samaritan auf die blutige Walstatt und in das fieberdurchseuchte Krankenhaus führen.

---

[1]) Falkenhagen war ursprünglich ein Nonnenkloster und zwar der Cistercienserinnen, gestiftet vor dem Jahre 1246 von dem Grafen Volkwin von Schwalenberg. Als das Kloster am Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts zerstört war, berief der Bischof von Paderborn zunächst Wilhelmiten-Mönche, und als diese bereits nach fünfzehnjährigem Aufenthalt die Gegend wieder verließen, Kreuzherren dorthin, die unter schwierigen Verhältnissen das Kloster innegehabt haben, bis die Mönche zum größten Teil zum Protestantismus übertraten und 1596 die Klostergüter zwischen dem Bischof von Paderborn und dem Grafen von der Lippe geteilt wurden. 1607 übertrug der Fürstbischof von Paderborn seine Hälfte der Falkenhagenschen Güter den Jesuiten; zugleich gab der Papst Paul V. in einer Bulle und auch der Kaiser seine Einwilligung zu der Schenkung, doch wurden die Ordensmänner alsbald nach ihrer Besitzergreifung von dem Grafen von der Lippe mit Waffengewalt wieder verdrängt, bis sie im Jahre 1626 nach der Schlacht bei Lutter am Barenberge am Feste Kreuzerhöhung unbehelligt in das Kloster einziehen konnten. Vergl. Schaten, Annales Paderbornenses III, 582—84. 689—91, und Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde. Münster 1882. II. Abtlg. 88—97.

[2]) Vermutungen über den unbefugten Herausgeber der Cautio sind völlig müßig, da uns jeder positive Anhalt zu seiner Auffindung fehlt. Nur ist sehr wahrscheinlich, daß derselbe weder unter den Mönchen von Korvey noch auch unter den Jesuiten von Falkenhagen oder Paderborn zu suchen ist, denen jedenfalls ein solcher Schritt hinter dem Rücken des Verfassers mehr als anstößig erschien.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In Trier sah es in den Jahren 1633 bis 1635 recht traurig aus. Der Kurfürst Philipp Christoph (von Soteren) hatte Verrat am deutschen Reiche geübt und sein Kurfürstentum den Franzosen ausgeliefert, ja sogar den Erzfeind Deutschlands, den Kardinal Richelieu, zu seinem Koadjutor und Nachfolger bestellt. Trier wurde durch eine französische Besatzung in Schach gehalten, und zu denen, die am meisten durch den Landesherrn und die Franzosen zu leiden hatten, gehörten wegen ihrer ausgesprochen kaiserlichen Gesinnung eben die Schüler des hl. Ignatius, die nur mit Mühe der Landesverweisung entgingen, ihre Schulen aber schließen mußten. Schlimmer noch gestalteten sich ihre Verhältnisse, als nach der siegreichen Schlacht bei Nördlingen die Kaiserlichen ihre Kreise eng und enger um das Kurfürstentum Trier zogen, um die Franzosen aus diesem länger als seit Jahresfrist behaupteten Besitztum zu verdrängen. Nunmehr suchte der Kurfürst seine Hauptstadt in verteidigungsfähigen Zustand zu versetzen, und zu den harten Maßnahmen, die jetzt getroffen wurden, gehörte auch die, daß die Jesuiten abermals wegen ihrer kaiserlichen Gesinnung samt allen Fremden und Armen ausgewiesen wurden: am 27. März sollten sie Kollegium und Stadt verlassen. Da gelang es dem Grafen Ritterberg, der sich unvermerkt genähert hatte, in der Morgenfrühe des 26. März die Stadt zu überrumpeln. Es entspann sich ein hitziger Straßenkampf, in dem die Franzosen, welche in der Minderzahl waren, den kürzeren zogen und zur Hälfte getötet wurden, während etwa 500 in die Gefangenschaft gerieten. Kaum hatte Spe das Getöse des Kampfes vernommen, als er auch schon ohne Bedenken auf die Straße eilte, um mitten im dichten Kugelregen, jeglicher Gefahr trotzend, den Verwundeten und Sterbenden in ihrer leiblichen und geistlichen Not beizustehen, den Feinden in gleicher Weise wie den Kaiserlichen. Hier hörte er das letzte Bekenntnis eines zu Tode Getroffenen, dort trug er einen Verwundeten aus dem Kampfgewühl, um ihm abseits die Wunden auszuwaschen und zu verbinden, während er wieder anderwärts die Soldaten von Plünderungen und Mißhandlungen der Bürger zurückzuhalten suchte, alles in steter Gefahr des eigenen Lebens. Da ruhte nach etwa vierstündigem Toben endlich der heiße Kampf, nicht aber unseres Paters heldenmütige Nächstenliebe. Seine ganze Sorge galt auch fortan noch den Verwundeten, die er im Lazarett besuchte und pflegte, sowie dem Geschick der französischen Gefangenen, denen er mit freundlicher Mühewaltung und mit wirksamer Fürbitte das traurige Los zu mildern suchte und schließlich auch die Rückkehr in die Heimat zu verschaffen wußte. Die Nachwehen des Kampfes zeigten sich bald in einem verheerenden Fieber, das pestartig in den Krankenhäusern wütete und viele Opfer forderte. Spe war unermüdlich in der Pflege der Kranken, indem er nicht minder für das leibliche Wohl als für das Seelenheil derselben besorgt und thätig war, ja er soll selbst aus dem Marktbrunnen den Kranken das nötige Wasser eigenhändig herzugetragen haben. Diesen unaufhörlichen Anstrengungen gegenüber war aber sein zarter Körper auf die Dauer nicht widerstandsfähig: auch ihn ergriff das Fieber, und bald ward er selbst eine Beute des Todes, den er von anderen abzuwehren so eifrig bestrebt gewesen war. Die verzehrende Sehnsucht, „aufgelöst zu werden und mit Christus zu sein," die so oft in seinen Gedichten rührend wiederklingt, sollte nunmehr gestillt werden.

Am Herzen Jesu sterben hin
Ist nur in Lusten leben,
Ist nur verlieren mit Gewinn,
Ist todt im Leben schweben.

Am 7. August 1635 verschied der Held und Märtyrer der Nächstenliebe, umstanden von seinen Mitbrüdern, „voll Hoffnung und glücklich".[1]) Auf einem schmucklosen Sarge in der Gruft der früheren Jesuitenkirche in der altehrwürdigen Moselstadt steht die wortkarge Inschrift: Hic jacet Fridericus Spe, so schlicht und bescheiden, wie auch das selbstlose, aufopferungsvolle Leben und Wirken des Mannes gewesen war. Seine Züge aber hat uns ein Ölgemälde aufbewahrt, das in der Bibliothek des Marzellengymnasiums in Köln sich befindet.[2]) Wir sehen da ein bleiches, ascetisch abgehärmtes, von einem kurz gehaltenen Vollbarte umrahmtes Gesicht, das mit seinen scharfen, lebhaften Augen und der hohen Stirn den geistvollen Denker verrät und bei strengem Ernst doch nicht des Ausdrucks der Milde entbehrt.

War Spe schon im Leben durch ein vielseitiges, außerordentliches und erfolgreiches Wirken eine in weiten Kreisen bekannte und verehrte Persönlichkeit, so hat er sich ein bleibendes Andenken gesichert durch seine opera postuma, das „Güldene Tugendbuch" und die „Trutz-Nachtigal".

---

[1]) Vergl. über Spes Aufenthalt und Wirksamkeit zu Trier Hartzheim, Bibl. Colon. 88, der seinen Bericht aus den Annalen des Trierer Jesuitenkollegs geschöpft hat.

[2]) Das Bild ist in den letzten Jahren mehrfach in litterargeschichtlichen Werken wiedergegeben, so in Könnecke, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Marburg 1887. S. 128.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wer den kindlich-frommen Sinn Spes kennen lernen will, der nehme sein „Güldenes Tugendbuch“ [1]) zur Hand, ein Betrachtungsbuch über die drei göttlichen Tugenden in katechetischer Form als Gespräch zwischen Beichtvater und Beichtkind. „Dieses Büchlein ist der Spiegel seines eigenen Wandels und für seine Geistesrichtung die wichtigste Quelle“ [2]), denn aus dem Beichtvater blickt überall das vor Gottes- und Nächstenliebe sich fast verzehrende Herz des Paters hervor. Es ist das Werk eines bewährten Asceten und erfahrenen Seelenführers, zugleich auch das eines geistvollen Denkers und Dichters, von idealem Gedankengehalt und hohem Gedankenflug, reich an neuen und ursprünglichen, an erhabenen und tiefen Ideen, und das in einem frischen Tone und in anmutiger Form. „Ganz bewunderungswürdig sind die Korrektheit und der Wohlklang der Sprache, die durchsichtige Klarheit des Stils, sowie die kindliche Treuherzigkeit und ergreifende Innigkeit des Tones, in dem der Verfasser zu uns redet. Diese Sprache versteht der Gebildete und der Ungebildete, der Gelehrte wie der Bürger und Bauer. So mag denn das Buch wegen aller dieser Vorzüge immerhin gar manchen anderen derselben Gattung entschieden den Rang streitig machen.“ [3]) Neben diesen Vorzügen läßt sich nicht verkennen, daß der häufig recht süßliche Ton, die übertriebene Gefühlsschwärmerei, die allerdings ihre Entschuldigung in dem Geschmacke der Zeit findet, sowie der ewige Appell an die Einbildungskraft leicht in dem modernen Leser Abspannung und Ermüdung hervorrufen können und das Buch als tägliche Lektüre kaum geeignet erscheinen lassen. [4]) Immerhin ist es ein Buch, welches das Gold nicht bloß im Titel hat, und wir finden es erklärlich, daß dasselbe den großen Leibniz, den wir schon oben als Verehrer Spes kennen gelernt haben, und den der Kurfürst Johann Philipp von Mainz auf die Güte des Betrachtungsbuches aufmerksam gemacht hatte, mit seinen schönen und tiefen Gedanken und seiner ansprechenden Form derart „entzückte“, daß er es selbst benutzte und auch andern als ständige Lektüre angelegentlich empfahl. [5])

Mit dem „Güldenen Tugendbuch“ haben wir bereits die dichterische Thätigkeit Spes berührt, denn er liebt es, am Ende mancher Abschnitte den in Prosa entwickelten Gedanken auch einen poetischen Ausdruck zu geben, und so finden sich denn 39 selbständige Gedichte darin, während andere wieder aus der Sammlung herübergenommen sind, die seinen Ruhm als Dichter begründet hat, der „Trutz-Nachtigal“. [6])

Diese „Trutz-Nachtigal“ besteht aus 51 zum Teil sehr umfangreichen Gedichten. Schon der Name ist nach dem Geschmack der Zeit nicht ohne Künstelei. „Trutz-Nachtigal“, sagt der Dichter am Anfange der der Sammlung voraufgeschickten Vorrede, „wird dies Büchlein genannt, weiln es trutz allen Nachtigalen süß und lieblich singet und zwar auf richtig poetisch; also daß es sich auch wohl bei sehr guten lateinischen und anderen Poeten dörft hören lassen.“ Die „Trutz-Nachtigal“ ist uns erhalten in zwei Handschriften [7]), die von dem Dichter selbst herrühren, einer Straßburger, auf die wieder eine Pariser zurückzuführen ist, und in einem Manuskript der Trierer Stadtbibliothek, worin Balke die letzte

---

1) Der im Geschmack der Zeit gehaltene umständliche Titel lautet: Güldenes Tugendbuch, das ist Werck und übung der dreyen Göttlichen Tugenden, deß Glaubens, Hoffnung, und Liebe. Allen Gottliebenden, andächtigen, frommen Seelen: und sonderlich den Kloster- und anderen Geistlichen personen sehr nützlich zu gebrauchen. Durch den Ehrw. P. Fridericum Spee, Priestern der Gesellschaft Jesu. Cum Facultate et approbatione superiorum. Cöllen, in verlag Wilhelmi Friessems Buchhändlers, in der Tranckgaß im Ertz-Engel Gabriel. Im Jahre 1649. — Dem Buchhändler Wilhelm Friessem hatte Spe das eigenhändig geschriebene Buch geschenkt, der es 14 Jahre nach dem Tode des Verfassers zum erstenmal herausgab. Über die beiden Handschriften in Paris und Düsseldorf und über die mehrfachen Ausgaben und Übersetzungen vergl. Balke XXX—XXXIII.

2) Diel a. a. O. 87.

3) Hölscher a. a. O. 8.

4) Daß trotzdem das „Tugendbuch“ noch seine Freunde und Schüler findet, beweist der Umstand, daß in unserem Jahrhundert dasselbe noch 3 Ausgaben erlebt hat: 1829 und 1850 Koblenz (durch Fräulein von Hertling auf Veranlassung Brentanos) und 1887 Freiburg i. B. (von Franz Hattler).

5) Vergl. Hölscher a. a. O. 9 Anm. 1. Wenn Leibniz bei der Gelegenheit von dem Lobe, das er dem Buche spendet, die deutschen Verse, die sich im „Tugendbuch“ finden, ausnimmt (les vers allemands, dont le véritable goust est encor inconnu dans l' Eglise Romaine), so darf uns dieses Urteil bei dem großen Gelehrten, der selbst fast durchweg seine Werke und Korrespondenzen lateinisch oder französisch schrieb, nicht Wunder nehmen, nach dieser Seite hin fand Spe eben bei ihm nicht die gerechte Würdigung, wie er denn, wie wir gesehen haben, wohl von der Cautio und dem „Tugendbuch“, aber nirgend von der „Trutz-Nachtigal“, die er jedenfalls auch gekannt hat, mit Anerkennung spricht.

6) Der Titel der editio princeps vom Jahre 1649 lautet: Trutz-Nachtigal, oder Geistlichs-Poetisch Lust-Waldlein, deßgleichen noch nie zuvor in Teutscher sprach gesehen. Durch den Ehrw. P. Fridericum Spee, Priestern der Gesellschaft Jesu. Jetzo, nach vieler wunsch und langem anhalten, zum erstenmahl in Truck verfertiget. Cum Facultate et approbatione superiorum. Cöllen, In verlag Wilhelmi Friessems Buchhändlers, in der Tranckgaß im Ertz-Engel Gabriel. Im Jahre 1649.

7) Vergl. über diese beiden Autographen des Dichters die eingehende Erörterung bei Balke XXXVII—XLI, der seiner Ausgabe die Trierer Handschrift zu Grunde gelegt hat.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Redaktion der Gedichte sieht. „Die große Sorgfalt, die er (Spe) auf diese Reinschrift seiner Gedichte verwendete, welche sicher ohne größere Unterbrechung hintereinander fortgeschrieben, dann aber noch einmal durchkorrigiert wurde, spricht für die Vermutung, daß der Verfasser dieses Exemplar einem Drucke zu Grunde legen wollte, an der Verwirklichung seiner Absicht aber durch den Tod verhindert worden ist." Die „Trutz-Nachtigal" vereinigt wahrscheinlich die Früchte langjährigen dichterischen Schaffens, und wir dürfen darin eine Auswahl des Besten vermuten, die der Dichter aus den Kindern seiner Muse getroffen hat. Schon früh, vielleicht zu der Zeit, wo Spe die in den Jesuitenschulen üblichen lateinischen Verse machen lernte, wird sich in dem fähigen, sinnigen, für alles Schöne empfänglichen Jünglinge, der auch ein Freund und eifriger Jünger der Musik war, so daß er später zu seinen Liedern selbst die Melodien schaffen konnte, die Lust geregt haben, auch in der Muttersprache sich dichterisch zu versuchen, und so mögen manche von den Gedichten des „Tugendbuches" sowie der „Trutz-Nachtigal" noch aus seiner Jugendzeit stammen. Doch da die Gedichte ganz ohne Anspielung auf politische Verhältnisse sind — nicht einmal eine Erwähnung des langen, ganz Deutschland verheerenden Krieges findet sich in ihnen — und auch nirgends persönliche Beziehungen wiederspiegeln, so ist eine Erörterung über die Entstehungszeit der einzelnen Dichtungen von vornherein aussichtslos und eine genauere chronologische Fixierung unmöglich. Soviel darf man wohl behaupten, daß die Gedichte der „Trutz-Nachtigal" in der Reihenfolge, in der sie uns vorliegen, nicht chronologisch geordnet, sondern nach innerer und formeller Verwandtschaft vom Dichter zusammengestellt sind. So findet sich am Anfange die Gruppe der „Liebgesänge der Gespons Jesu", mehr in der Mitte die „Lobgesänge aus den Werken Gottes" und schließlich die zahlreichen „Eklogen oder Hirtengesänge". Daß die Muße Falkenhagens für des Dichters Muse am ergiebigsten war, ist schon oben S. 14 vermutet. Wer denkt nicht bei dem Gedicht 23, das die Überschrift trägt: „Lob des Schöpfers, darin ein kleines Werklein seiner Weisheit, nemlich die wunderliebliche Handthierung der Immen oder Bienen poetisch beschrieben wird," worin uns der Dichter mit eingehender Sachkenntnis und in behaglicher Breite das geschäftige Thun und Treiben der Bienen vorführt, um daraus Veranlassung zum Lobpreis des Schöpfers zu nehmen, an die Einsamkeit des idyllischen Klösterchens, in dem Spe sich einigermaßen erholte und zu erneuter Wirksamkeit fähig machte? Und sollte er nicht auch zu den Hirtengesängen die Anregung wesentlich dem ländlichen Aufenthalt zu danken haben?

Gehen wir nunmehr auf den Inhalt der Gedichte der „Trutz-Nachtigal" etwas näher ein, so ist Spe wesentlich Lyriker, seine Lyrik aber ausschließlich religiösen Inhalts, und auch da, wo er vorübergehend einen didaktischen Ton anschlägt, thut er es ohne Ausnahme im Dienste der Religion. Als charakteristisches Motto könnte man passend die Verse aus dem 17. Gedicht an die Spitze der „Trutz-Nachtigal" stellen:

„In weltlich schrei noch plärren
Ich nie will stimmen ein.
All meine Freud verborgen
In Jesu Seiten liegt,
Da find ich heut und morgen
Noch manches rein Gedicht."

Nur das Lob und die Ehre Gottes hat der „heilige" Sänger im Auge, wie er das selbst sagt in seiner Vorrede zur „Trutz-Nachtigal": „Und ist die Meinung des Auctors darauff gangen, daß auch Gott in teutscher Spraach seine Sänger und Poeten hette, die sein Lob und Namen eben also künstlich und poetisch als andere in anderen Spraachen singen, und verkünden köndten ... dan anders nichts alhie gesucht worden ist, als daß nur die Hertzen deren, die es lesen werden, in Gott und göttlichen Sachen ein genügen und frolocken schöpffen." Insbesondere ist es das Wirken und Sterben des Heilandes zur Rettung der Menschheit, was so häufig den Gegenstand der Verherrlichung bildet:

Mein Harf, so mir will schlagen,
Mein Geig und Zithersang,
Mein Lied in Freudentagen,
Mein Laut und Psalterklang
Soll sein, weil ichs erlebe,
Kreuz, Nägel, Speer und Blut;
Bis weg der Tod mich hebe,
Mir bleibt wol solcher Mut." (17, 57 ff.)

Um sich aber mit ungeteilter Liebe an den Erlöser hingeben und sich immer wieder tief in die Betrachtung der göttlichen Liebe versenken zu können, hat er von der Welt und ihrer eitlen Lust Urlaub

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

genommen, wie er das mit Anklang an ein altes Volkslied „die Gespons Jesu" am Ende des 3. Gedichts aussprechen läßt:

Ade zu tausend Jahren,
O Welt, zu guter Nacht!
Ade, laß mich nur fahren,
Ich längst hab dich veracht.
In Jesu Lieb ich lebe,
Sags rund von Herzengrund,
In lauter Lust ich schwebe,
Wie sehr ich bin verwund.

Ganz losgelöst von dem buntfarbigen, warm pulsierenden Leben der ihn umgebenden Welt und in ein ideales Reich höherer Gedanken und Gefühle versetzt erscheint denn auch stets der Dichter in seinen Schöpfungen. Er würde es für eine Entweihung seiner Harfe halten, ließe er darauf andere Akkorde und Töne erklingen als zum Preis des Allerhöchsten. Er fühlt sich nur als Organ im Dienste Gottes, und mit edler Selbstverleugnung drängt er alle Gefühle und Empfindungen seiner Person, soweit sie nicht das Verhältnis zu Gott berühren, völlig zurück. An bewegenden, erregenden, ja erschütternden Momenten war wahrlich seine ganze Zeit und insbesondere seine eigene Laufbahn so reich, und doch von alledem in seinen Gedichten keine Spur! Er sah die Hexenbrände zu Hunderten lodern, der überquellende Schmerz darüber zerriß ihm das Herz, fand aber keinen Eingang in den friedlich-stillen Gottesgarten seiner Dichtung, er sank zusammen unter den Streichen eines Mörders, und kein Klageton drängte sich in die Jubeltöne zu Gottes Ehre, er litt jahrelang unter den Schrecknissen eines unseligen Krieges, doch „kein Klang der aufgeregten Zeit drang je in diese Einsamkeit" (Th. Storm) der weltabgeschiedenen Muse unseres Dichters.[1]) Sonst singen die Dichter, die ihr inneres Gemüts- und Empfindungsleben aussprechen, gern, „was Menschenbrust durchbebt", Spe aber nur, „was Menschenherz erhebt", erhebt von dem niederen Erdenstaub zu den lichten Höhen des Himmels. Von der Außenwelt also mit ihrem Jammer, ihrem Unfrieden, ihrer Unruhe abgeschlossen und geschieden von dem eigenen Thun und Treiben, Wünschen und Wollen, findet er in seiner ärmlichen Zelle oder im duftenden, farbenprächtigen Garten der Natur im ununterbrochenen Lobpreis der göttlichen Liebe und Gnade den unversieglichen Born, aus dem er, wie er daraus Erquickung, Mut und Kraft schöpfte, um thatkräftig und segensvoll in unruhigen Zeiten und unter schwierigen Verhältnissen zu wirken, nicht minder auch für sein dichterisches Schaffen immer von neuem wieder Anregung und Spannkraft gewann. Und da ist es in erster Linie das Meisterwerk der Natur in ihrem vielgliedrigen Bau und mit ihrer wunderbaren Organisation, aus deren sinniger Betrachtung Spe immer neue Nahrung der Gottesliebe zieht: in der Natur sucht und findet er den Schöpfer und den Schöpfer verherrlicht er wieder durch die Natur. Rückert sagt einmal:

Die Natur ist Gottes Buch,
Doch ohne Gottes Offenbarung
Mißlingt der Leseversuch,
Den anstellt menschliche Erfahrung.

Da Spe mit kindlich-frommem Gemüte Gottes Offenbarung entgegennahm, war er auch imstande, das Buch Gottes richtig zu verstehen. Für ihn ist alles in der weiten Natur, das Kleinste wie das Große, ein deutliches Lebens- und Mahnzeichen des Schöpfers, und im Schaffen und Erhalten der Naturdinge sieht und verehrt er des Allmächtigen geheimnisvoll waltende Liebe. Wenn die Natur mit ihren Millionen und Milliarden von Lebewesen sinnigen Seelen seit jeher eine Leiter gewesen ist, auf der sie zur klaren Erkenntnis und zum dankbaren, liebevollen Bekenntnis Gottes aufstiegen, wenn die alte und ewigneue Natur einem jeden denkenden Beobachter die inhaltsschweren Worte zuruft: „Glaube, liebe, hoffe!" so mußte auch für Spe die Welt da draußen ein „Buch von des Schöpfers Lieben" sein und in ihm, in dem christlicher Glaube und christliche Hoffnung lebendig walteten und wirkten, auch den Affekt der Liebe lebhaft entflammen und steigern. So ruft er, ergriffen von der Schönheit der Schöpfung, am Ende des 23. Gedichtes aus:

Steigt auf und steigt hinunder
In allen Werken sein,
Ruft überall: wie wunder
Muß er doch selber sein!

[1]) Dabei aber glaube man nicht, daß der Dichter vielleicht an den Leiden und dem vielfachen Elend seiner Zeit gedanken- oder gefühllos vorübergegangen ist; das „Güldene Tugendbuch", das sich mehr an die Welt des täglichen Lebens anschließt, kann da an vielen Stellen eines Besseren belehren.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ruft überall: wie wunder
Seind alle Wunder sein!
Wie wunder und wie wunder
Muß er dann selber sein!

Ist somit Spe ein begeisterter Freund der Natur, der froh und gern hinauseilt, um seinen Blick auf den Wundern der göttlichen Allmacht ruhen zu lassen und seinen Sinn zu versenken in eine gemütvolle Betrachtung der Schönheit selbst des Winzigsten, so haben seine Schilderungen der Natur doch durchweg etwas Schematisches und ermüdend Monotones, es sind fast immer dieselben Naturdinge, die er dazu heranzieht, und noch dazu in einer stereotypen Auffassung und Ausführung; eine packende, in großem Stile gehaltene, mit schwungvoller Phantasie durchgeführte Schilderung sucht man bei ihm vergebens. Es sind eben Kleinmalereien, wie man sie bezeichnend genannt hat, denn er reiht die Gegenstände, die er als Wunder des Schöpfers feiert oder zu seinem Lobpreis aufbietet, den einen an den andern, etwa wie man Perlen auf eine Schnur zieht, um damit eine liebe Person zu schmücken. Den Eingang nimmt Spe in diesen Dichtungen wie auch noch in manchen anderer Art gern von einem Spaziergange her, der ihn in Gottes freie Natur führt, oder er beginnt mit einer schablonenhaften Schilderung der Morgenröte, indem er in antiker Anschauung die Sonne auf ihrem goldenen Wagen langsam am Himmelsgewölbe aufsteigen läßt, oder er führt uns am Abend hinaus, „wenn uns die braune Nacht in Schatten schwarz verkleidet", und selbst zur Nachtzeit, wenn der Mond als guter Hirt die Sternlein weidet. Lobgesänge von solchem Inhalt bietet der Dichter uns in den Nummern 21—28, die zum Teil recht umfangreich sind — das Gedicht, worin Spe „die Handthierung" der Bienen zum Lobe des Schöpfers besingt, umfaßt allein 352 Verse —, und es verdient alle Anerkennung, daß er in den 8 Gedichten bei der Ähnlichkeit der Gedanken doch in der Form sehr geschickt abzuwechseln verstanden hat.

Das inhaltreichste Gedicht dieser Art hat Spe an den Schluß der Reihe gestellt, es ist ein „Lobgesang, darin noch ausführlicher alle Geschöpf Gottes ihn zu loben angemahnt werden." Der Dichter beginnt mit dem „Himmelvolk dort oben", den Engeln, sie sollen Gott „mit höchstem Schall" preisen:

Stets schauet ihr sein Angesicht,
O Lust in Lustes Brunnen!
All Freud und Wunn und Glanz und Licht
Euch kommt von ihm geronnen.

Dann wendet er sich mit seiner Mahnung an die Himmel und ihre Lichter, besonders an die Sonne, den „gülden Schein", und den Mond, den „Silberglanz".

Auch lobet ihn, ihr Sternelein,
Zur Schildwacht ausgeschicket,
So droben liegt in Fensterlein
Und fleißig nunder blicket.

Es folgt dann „der Luft und was im Luft zu finden ist." Zunächst redet er die reine Luft an, die nachts zu „schwarzem Tuft" wird, aber im klaren Schein der Morgensonne „viel weißer als die Schwanen" ist.

In dir viel tausend Vögelein
Mit Freud und Jubel schweben,
Zur Sangschul zu dir kommen ein
Und nach dem Kränzlein streben.
Wer will die Stücklein zählen all,
So die dann figurieren:
Concerten, Fugen, Madrigall
Auf hundertfalt Manieren!

Dann steigt er zum hohen Luftraum empor, um auch an alles, was der Äther birgt, seine Aufforderung zu richten:

Auch lobet Gott, ihr Luftgewächs,
Ihr Wolken hochgeboren,
Ihr Wind, zween über fünfmal sechs,
Ihr Hagel hochgefroren,
Ihr fliegend Flammen, Donner, Blitz,
Komet uns nie gewogen,
Schnee, Reif und Regen, Kält und Hitz,
Und du, gefärbter Bogen!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Weiterhin kommt das nasse Element an die Reihe samt allem, was es deckt und trägt. Da sollen auch im Chor der Jubelnden nicht die „Walfisch ungeschlacht", nicht die „Drachen groß ohn Maaßen", nicht das ganze „groß und klein geschüppte Vieh" fehlen. Die Wasserfräulein aber sollen auf Harfen und Geigen „die besten Seiten rühren" und „die schöngemahlte Schiff", die „in Eil vorüberfliegen", anhalten, damit auch sie mit in den Reihen treten und dem Schöpfer „Preis, Ehr und Jubel schreien". Mit der Erde und den Erdgewächsen macht der Dichter den Schluß, indem er alles auffordert, in den vielstimmigen Wettgesang zur Ehre des Schöpfers sich zu mischen, was auf und in der Erde sich findet, zunächst den Erdkreis selbst, dann Berg und flaches Land, „die Cederbäum" und alles Holz und „Hölzlein", die Blümelein, die „wild und zahme Pflänzelein", auch Laub und Gras, Getreide und alle Feldfrüchte, überhaupt „all grün Gewächs ohn Unterscheid."

Ja lobet ihn auch jederzeit,
Ihr Erz und Glockenspeisen,
Der Erden reiches Ingeweid,
Gold, Silber, Stahl und Eisen;
Dann auch das Kupfer, Zinn und Blei,
Dann Schwebel, Stein und Kohlen,
So täglich wir ganz keck und frei
Von Kluften tief erholen!

Fast hätte er vergessen „der Perl und Edelsteinen", Carbunkel und Sapphir, Türkosen und Smaragden, Demanten und Crystallen, „wie sauber Eis gefroren."

Nachdem der Dichter dann noch die Brünnlein und Bächlein, überhaupt alle Quellen, „die feuchte Brüst der Erden", gemahnt hat, zum Lobe ihres Schöpfers zu fließen, schließt er mit dem Appell an Tier und Mensch:

Drumb lobet ihn, du zahmes Vieh,
Du wilde Zucht beineben,
Ihr Vögel schnell, so dort und hie
Bald hoch, bald nieder schweben!
Ihr König stolz, ihr Völker viel,
Ihr Jüngling grün von Jahren,
Ja auch kommt her zu diesem Spiel,
Ihr Alten greis von Haaren!

So wird Spe nicht müde, immer wieder von neuem die Liebe und Güte des Allmächtigen zu feiern und alle Kreaturen zu seinem begeisterten Lobe aufzurufen, die vernünftige und vernunftlose, die lebende wie tote. Nicht minder weckt die Gottesliebe in ihm das stets wache Bewußtsein dessen, was die zweite Person der „hochheiligen Dreifältigkeit" im Dienste der armen, gebrechlichen und sündigen Menschheit gethan hat und immer noch thut, und damit kommen wir auf die stattliche Reihe von Dichtungen zu sprechen, die sich mit der erhabenen Person unseres Erlösers beschäftigen.

Dahin gehören zunächst die Gedichte 2—10 und 20, worin die Seele als „Gesponst Jesu" das Lob des Heilandes singt und in allen möglichen Variationen ihrer heißen Liebe zu ihm unermüdlich Ausdruck gibt, sowie die gleichen Charakter tragende Liebesklage der Maria Magdalena (Nr. 11), die ihren Jesus vergebens im Grabe sucht. Aus diesen Liedern spricht fast in jeder Strophe Spes innige, sein ganzes Wesen durchdringende und völlig beherrschende Liebe zum Erlöser, denn schließlich ist es die Person des Dichters selbst, die hinter der liebeglühenden Braut Christi steht. Es herrscht in ihnen im ganzen ein frischerer Ton als in den eben besprochenen Dichtungen, auch eine größere Innigkeit und häufig eine überraschende Zartheit der Empfindung. Und doch können uns diese Ergüsse der Liebe nicht sonderlich zusagen, denn sie kranken an einer anwidernden Süßigkeit des Tones und einer abstoßenden Überschwenglichkeit der Gefühle, die sich selbst bis zur Unnatur steigert. So bringt auch in ihnen der Dichter der verkehrten Geschmacksrichtung der Zeit seinen Tribut, denn seine geistliche Erotik leidet an denselben Mängeln wie die weltliche, da in ihr die Grenze der Natürlichkeit und Wahrheit der Empfindung meist überschritten wird. Es halten sich also hier die Gefühle auf der nämlichen überspannten Höhe wie zum Teil in den Anmutungen des „Tugendbuches". Die arme „Gespons"! Vom Pfeil der göttlichen Liebe verwundet, ist sie unruhig und unstät wie ein angeschossenes Wild; die Liebe brennt ihr „das Mark in Beinen". Ohne Jesus kann und mag sie nicht sein, und da sie sich oft vergebens nach ihm sehnt, so verzehrt sie sich in Liebesgram, und Thränen sind ihre „Speis und Trank, von Zähren muß sie zehren". Die ganze Natur in ihrer Frühlingspracht hat keinen Wert für sie, und der Welt mit ihrer gleisnerischen Lust hat sie Lebewohl gesagt. So ist sie „mit stetem Leid umbgeben",

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und wo alles sich freut und nach dem Todesschlaf des Winters zu neuem Leben ersteht, ruft sie schmerzvoll aus:

Nur ich allein,
Ich leide Pein,
Ohn End ich werd gequälet,
Seit ich mit dir,
Und du mit mir,
O Jesu, dich vermählet.

Alles in der Natur und im Menschenleben wird ruhig und nimmt einmal ein Ende: der Wind, mag er noch so heftig sein, legt sich schließlich, das Meer, „wanns hebt ohn Maaßen, nimmt Ruh begierlich an", der Wandersmann rastet ermattet im Schatten des grünen Bäumleins, aber die „Gespons" findet keine Rast und keine Heilung von Unruhe und Schmerzen.

Warum thut mich dann plagen
Die Lieb ohn Unterlaß,
Daß nie kein Punkt mag sagen,
Wann ich ohn Schmerzen was.
Ohn Unterlaß ich klage
Für stetem Herzenleid,
Bei Nacht und auch bei Tage
Scheint mir nur saure Zeit.

Und doch ist ihr wieder die erdrückende Last der Liebe eine süße Last, sie ist „verzehrend Feuer" und erquickendes, kühlendes Wasser zugleich, und wenn Jesus die Braut, die jetzt in „Pein und Peen" ist, in „Herzenfreud" sehen will, so braucht er nur ihre beiden Augen „zur Weid" auf seine „so schöne Wangen" zu führen. Ist in diesen Gedichten der Gefühlsausdruck nur zu häufig überschwenglich, überspannt, ja krankhaft, indem die Seele sich in ihrer überheißen Liebesglut in Ausrufen, Seufzern, Klagen und Thränen bis zur Ermattung erschöpft und fast völlig verzehrt, so steigert sich in der Klage der Magdalena der Schmerz über die Trennung vom Geliebten ihres Herzens bis zur Sinnlosigkeit.

Verstand samt Hirn und Sinnen,
Gedanken, Herz und Mut
Im Grab mit Jesu drinnen
Sie ließ in seiner Hut;
Weil er nit mehr nun drinnen,
Weil er da zogen draus,
O weh nun ihrer Sinnen,
Auch sie seind flogen aus!

Einige der Gedichte zeigen wohl eine fröhlichere Gemütsstimmung, verfallen dabei aber wieder in den Fehler eines spielenden, süßlichen, für unsern Geschmack stellenweise kindischen Tones, so besonders Nr. 4, worin die ihren Bräutigam draußen mit Seufzern suchende Seele von „einer Echo oder Widerschall" geneckt wird. Als sie des „neckischen Widerhalles" innewird, macht sie ihm den Vorschlag, sie wollten abwechselnd miteinander nur einzig den süßen Namen Jesus rufen.

Wolan, wolan, o Widerschall,
Weil einmal dich hab funden,
Ich spielen will mit dir im Ball
Hinfürter manche Stunden.
Der Ball, so dir
Dann kombt von mir,
Soll heißen Jesus Name;
Der Ball, so du
Sollt schlagen zu,
Soll sein auch Jesus Name.

Dem Lobpreis Gottes im allgemeinen oder des Heilandes im besondern sollen weiterhin auch die Eklogen oder Hirtengesänge dienen, die Spe in die geistliche Dichtung eingeführt und in so großer Anzahl verfaßt hat, daß sie wohl ein Dritteil der „Trutz-Nachtigal" ausmachen. In den ersten beiden Eklogen (30 und 31), worin sich manche Gedanken widerholen, die sich schon in den oben gekennzeichneten Lobliedern des Schöpfers finden, preisen zwei Hirten, Damon und Halton, Gottes Güte im Wechselgesang vor ihren Schafen, in der ersten, „dieweil Mon und Sternen scheinen" bis zum Frührot, in der zweiten in der Morgenfrühe, „allweil die schöne Sonne scheinet", während sie sich in der dritten (32) gegenseitig zu wetteifernder Gottesliebe zu entflammen suchen. Die Hirtenpoesie, die der Zeit ihrer Blüte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

so sinnig und lieblich, manchen gar als die Krone echter Dichtung erschien, ist auch bei geistlichem Inhalt in sich hohl und unwahr, eine geistlose Fiktion, eine matte Spielerei, die uns ebenso abgeschmackt dünkt und nicht minder leicht in uns Mißbehagen und Überdruß hervorruft als die weltliche Schäferei. Man weiß nicht, ob man lächeln oder mit dem Kopfe schütteln soll, wenn Halton seine Schafe auffordert:

Dem Schöpfer frei nun tretet her,
Trett her, ihr wüllen Schaaren,
Und ihn auch preiset mit Geplärr,
Euch thut zum Tanz verpaaren!

während sich Damon an die „zarten Lämmerlein" mit der Mahnung wendet, durch munteres Springen „auf grünem Wasen" den Schöpfer zu verherrlichen.

Von jetzt ab bildet die Person des Heilandes, der gute Hirt, den Mittelpunkt und einzigen Gegenstand der Hirtenlieder, den sie auf seiner „Erdenfahrt" begleitend feiern „vom Kindlein frisch geboren, vom klein vermenschten Gott" bis zu seiner „Urstend". Er wird zunächst in einem „Christmeß-Gesang" (33) von einem Engel den Hirten angekündigt als „kleines Schäferlein":

Es liebet Schaf und Hirten
Das hirtisch Kindelein,
Es leitet her von Hirten
Den Stand und Stammen sein.
Ein Lämmlein auch, ohn Flecken,
Es führt in seinem Schild
Zusampt eim Hirtenstecken,
Gar zierlich abgebildt.

In der folgenden Ekloge (34) ergehen sich die beiden Hirten im Wechselgesang, nachdem sie das Christkindlein in der Krippe besucht haben, in übertriebenen, süßlichen Gefühlsausbrüchen über den Liebesbrand, den das Kind in ihren Herzen entzündet hat, wobei, wie recht häufig bei Spe, manches Ansprechende und echt Naive mitunterläuft. Nach einem „kurtzen poetischen Christgesang" (35), worin Joseph aufgefordert wird, dem Ochs und Eselein an der Krippe des Kindes das Futter mit Rosen zu mischen und so den Atem süß zu machen, damit sie „mit süßem Rosenwind" das nackte Kind erwärmen, überbieten sich die beiden Pifferari Damon und Halton in einem Dialog (36) mit allerlei Gaben, „so sie dem Christkindlein schenken wöllen", wo neben einer langen Reihe von Tieren, womit man füglich einen kleinen Tiergarten füllen könnte, „ein weißes Körbelein" als Vogelbauer, ein „Hirtensteck" und sonderbarerweise ein „gelber Sonncompaß" erscheint. Damit noch nicht zufrieden, will Damon noch hinzufügen:

Auch Aepfel, Nüß und Bieren,
Milch, Hönig, Butter, Käs,
Und was noch mehr mögt zieren
Die Tafel mir gemäß.

Das alles soll dem „kleinen Schäferlein" die Mutter aufheben, aber unter der Bedingung, daß es ihm „hernach zu seiner Zeit" gegeben werde.

Nach solcher Mache, bei der man heutzutage kaum noch begreift, wie begründete edle Gefühle in eine so unwahre Form gekleidet werden konnten, ist es für den Leser eine Erquickung, in dem Gedicht 37, worin „der gute Hirt das verlorne Schäflein sucht", einer mehr natürlichen und wahren Empfindung zu begegnen. Und wie sticht erst recht dagegen ab die tiefempfundene und tiefergreifende Elegie (38), worin der zum Kreuzesopfer bereite Heiland sein natürliches Bangen vor dem Tode seinem himmlischen Vater klagt, der seinen göttlichen Sohn mit Erfolg zur Ausdauer ermutigt. Dann gedenkt der todwunde Erlöser Mariens, seiner „Mutter milde", und nimmt von ihr rührenden Abschied. Wie packend ist zum Schluß die innige Anteilnahme der ganzen Natur am bittern Leiden ihres Schöpfers zum Ausdruck gebracht:

Der schöne Mon will untergohn,
Für Leid nit mehr mag scheinen;
Die Sterne lan ihr Glitzen stahn,
Mit mir sie wollen weinen!
Kein Vogelsang noch Freudenklang
Man höret in den Luften,
Die wilden Thier auch trauren mit mir
In Steinen und in Kluften.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dieses einzige Gedicht wiegt in der That mit seiner unübertrefflichen Zartheit, Innigkeit und Wahrheit der Empfindung, mit seiner schlichten Einfachheit in Anlage und Ausdruck und dem anmutigen Wohllaut der Sprache einen ganzen Berg matter Hirtenpoesie mit ihren unnatürlichen Situationen und erlogenen Gefühlen auf. Einen ähnlichen Charakter trägt der „Gesang über das Ecce homo" (42), die sinnige Betrachtung der Wunden Christi (46) und „das traurige Gespräch, so Christus an dem Kreuze führt" (43), von denen die letzte Dichtung, in welcher der allerdings reiche Stoff eine zu wenig zusammengedrängte und knappe Behandlung erfahren hat, mit ihren vielen und langen Reden und Gegenreden und der ewigen Form des Ausrufs am wenigsten wirkungsvoll ist. Mit Nr. 39 nimmt der Dichter die bei ihm beliebte Hirtenpoesie wieder auf; er läßt den Mond als „Sternenhirt" auftreten und Christum beklagen, der ihm von jetzt an als Hirt Daphnis erscheint. Am Schlusse des in bekannter Manier gehaltenen Gedichtes wird der Mond vor Trauer über den blutschwitzenden Heiland schwarz, und die mitfühlenden Sterne bilden mit ihren Thränen — die Milchstraße.

Auch die Sterne weinen kamen,
Flötzten ab all ihren Schein;
Schein und Thränen flossen sammen
Recht zum blauen Feld hinein,
Machten eine weiße Gassen,
So noch heut man spüren mag:
Dann der Milchweg hinterlassen
Ist wol halb von solcher Bach.

Auf gleichem Geleise bewegen sich die übrigen Hirtenlieder (40, 41, 44—45, 47—50), in denen uns mit Ausnahme der Ekloge (41), in welcher der Bach Cedron die Gefangennahme des göttlichen Hirten betrauert, und der ergreifenden Klage der Mutter Jesu um Daphnis' Tod wieder ein Wechselgesang der beiden „berühmten" Hirten Damon und Halton entgegentritt, die in Nr. 47 einmal zur Abwechslung von dem Schäferpaar Phidämon und Palämon abgelöst werden, die natürlich ganz den Ton ihrer Kollegen anschlagen.

Verwandten Inhalts kann man weiterhin eine Reihe von Gedichten finden (12, 15—18), welche die innere Entwicklung und Umgestaltung des sündigen Menschen von der Mahnung zur Buße und Umkehr bis zur vollen Versöhnung mit Gott und zur Bekundung eines beglückenden Herzensfriedens verfolgen. An ihrer Spitze steht eine Perle echter Dichtung, der erschütternde Mahnruf zur Buße, worin das Herz sinnig als Festung aufgefaßt wird, die der Sünder Gott räumen soll:

Wolauf, wolauf, du schönes Blut,
Sich Gott zu dir will kehren!
O Sünder, greif nun Herz und Mut,
Hör auf die Sünd zu mehren!
Wer Buß zu rechter Zeit verricht,
Der soll in Wahrheit leben;
Gott will den Tod des Sünders nicht.
Wann willt du dich ergeben?

Die folgenden beiden Bußgesänge (15 und 16) atmen die Stimmung eines recht zerknirschten Herzens und im ganzen den Hauch des Volksliedes, nur arbeiten nach unserem Geschmack im zweiten die Thränendrüsen zu ergiebig. Die nachgerade vom Druck der Sünde und ihrer Traurigkeit befreite Seele macht dann ihrer Herzensfreude in ansprechender, munterer Weise Luft in den Gedichten 17 und 18, jedoch verirrt sich der Jubel im zweiten Liede gegen Ende in unerträglich süße Gefühlsäußerungen.

Es bleiben nunmehr zu einer kurzen Erwähnung noch die wenigen Gedichte übrig, die keiner Gruppe angehören, sondern vereinzelt dastehen. Es ist das zunächst das einleitende Gedicht (1), die poetische Vorrede, in der Spe seine Muse nach Stoffen und Dichtungsarten zu charakterisieren sucht. Sodann 13, ein Stück echter Spescher Kleinmalerei, worin der Dichter in der rasch schwindenden Pracht eines Blümleins die Kürze des menschlichen Lebens versinnbildet. Ferner eine poetische Paraphrase des „Vater unser" (14) und des Athanasianums (29); im letzten „gar hohen Lobgesang" weiß Spe den erhabensten und sprödesten Stoff, „das Geheimnuß der hochheiligen Dreifältigkeit", klar und geistvoll zu erörtern, allerdings nicht ohne Rückfall in seine spielende Manier, die vornehmlich in dem süßlichen Dialog zwischen Vater und Sohn zu Tage tritt. In dem Schlußgedicht (51) entwickelt er treffend die kirchliche Lehre „von dem hochwürdigen Sacrament des Altars".

Zu den gelungensten Schöpfungen der Muse Spes gehört unbestritten das neunzehnte Gedicht der Sammlung, worin er zum ersten- und letztenmal geschichtlichen Boden berührt, indem er einen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Helden der Kirche und seines Ordens, den hl. Franz Xavier, zum Gegenstand einer Art von Romanze macht, aber auch diese Dichtung ist, abgesehen von dem epischen Eingang, rein lyrisch gehalten, da der Dichter den Ordensmann seine Empfindungen zum Ausdruck bringen läßt, wo er im Begriffe steht, sich nach Japan einzuschiffen, um den Heiden das Licht des Christentums zu bringen. Aus den Versen spricht Spes eigene „liebevollste Feuerseele", denn er schildert darin nur die Flamme der Gottesliebe, die in seinem eigenen Herzen lodert, die vor keinem Opfer, vor keinem Hemmnis zurückschreckt, und er thut das in einer bilderreichen Sprache von erhabenem Schwung, mit einer dramatischen Lebendigkeit, in einem Fluß, einer Gefügigkeit, die unwillkürlich an Bürgers Balladen erinnern.[1])

Ziehen wir nach dieser Übersicht über den Inhalt der „Trutz-Nachtigal" die Summe, so ergibt sich, daß die Quelle, woraus Spes Muse schöpft, ganz und gar sein eigenes Gemüts- und Empfindungsleben ist, das in dem festen Boden des katholischen Glaubens wurzelt und für seine begeisterte, fast schwärmerische Liebe zu Gott und seinen Geschöpfen aus fortwährenden Betrachtungen und Anmutungen immer neues Wachstum zieht. Darin liegt unseres Dichters Kraft, der Grund einer starken Eigenart, aber auch wieder seine Schwäche. Denn damit ist eine Beschränkung, ja Armut hinsichtlich der Stoffe, eine gewisse Einseitigkeit in ihrer Behandlung, eine auffallende Wiederkehr der nämlichen Motive und Gedanken sowie die Gefahr einer ermüdenden Überspannung und Überreizung der Einbildungs- und Empfindungskraft von selbst gegeben. Wie wenig Spe dieser Gefahr zu begegnen verstanden hat, wie vielmehr die dichterische Auffassung und Darstellung nur zu häufig ins Weichliche, Tändelnde, Süßliche, ja selbst Geschmacklose und Abstoßende sich verirrt, wie er durch seine Gefühlsüberschwenglichkeit, hie und da selbst durch eine unnatürliche Steigerung der Empfindungen leicht im nachempfindenden Leser Abspannung und Widerwillen erzeugt, ist schon mehrfach oben angedeutet. Was dem Dichter abgeht, ist eben eine gesunde Natürlichkeit und eine kernige, kraftvolle Männlichkeit, für deren Mangel uns nicht die manchfachen Vorzüge des Dichters[2]), nicht das Schöne, Ansprechende und Erhebende, das seine Dichtungen im einzelnen aufweisen, nicht insbesondere auch der Reichtum an sinnigen Anschauungen und überraschenden, treffenden Gedanken entschädigen können.

In der Behandlung der Form zeigt sich Spe als geschickter Meister. Seine Verse lesen sich leicht und fließend, verlaufen in strengem Rhythmus und fast durchweg reinen Reimen und zeigen, wenn er sich auch mit Vorliebe der jambischen Maße bedient — nur vereinzelt hat er den Trochäus („Sprungvers") verwendet — doch eine gewisse Abwechslung in der Strophenform und im Reimschema. Nicht selten sind die Verse durch Binnenreime und Allitterationen wirkungsvoll belebt. Spes Sprache ist schwung- und lebensvoll, bilderreich, in edlem Sinne volkstümlich und nicht ohne Anklänge an das Volkslied, nicht abstrakt, sondern sinnlich-anschaulich, von anmutigem Wohllaut, selbst bei schwierigen Stoffen im Ausdruck klar und verständlich, so daß sich mit Leichtigkeit und Sicherheit die Form dem Gedanken überall anpaßt; freilich hält sich seine Sprache nicht ganz frei von Provinzialismen und willkürlichen Formen. Die Fremdwörter sucht er zu vermeiden, ohne gerade Purist zu sein.

So steht Spe als Dichter da, einerseits ein Kind seiner Zeit und als solches der verkehrten Geschmacksrichtung derselben huldigend, andererseits doch wieder die zeitgenössischen Dichter überragend, dessen besten Schöpfungen die unfruchtbare, öde Zeit kaum etwas Ebenbürtiges an die Seite stellen kann. Diese paar Perlen wahrer Dichtung werden immer ihren Wert behalten, die anderen Erzeugnisse der Speschen Muse dagegen werden auch die modernen Umdichtungen eines Brentano, Simrock und Pannier nicht volkstümlich machen.[3])

---

[1]) Lemcke, Geschichte der deutschen Dichtung neuerer Zeit. I. (einziger) Band. Leipzig 1871. S. 227.

[2]) Lemcke a. a. O. 225: „Sehen wir von den Verirrungen seines Talentes ab, so finden wir echt dichterische Anlage. Alles ist bei ihm ins Lebensvolle, Anschauliche übertragen. Es ist ein feiner Geist, auf edle Freude gerichtet, mit tiefem Gefühl für das Sinnige, Innige und Schöne, nirgends bürgerlich-gelehrte Pedanterie; er hat Schwung, leichte Bewegung, viel Raumphantasie und hohen landschaftlichen Schönheitssinn, den er viel und gern verwertet. Abstrakte Reflexion kennt seine Poesie nicht."

[3]) Spes Stellung zur Dichtung seiner Zeit, insbesondere auch die mehrfach schon aufgeworfene Frage, ob er neben und unabhängig von Opitz das zuerst im „Buch von der deutschen Poeterei" (1624) entwickelte rhythmische Prinzip entdeckt und durchgeführt hat, sowie die Erörterung des Einflusses, den er auf Dichter seiner Periode ausgeübt hat, mögen einer besonderen Abhandlung aufgespart bleiben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf